

*Alfred Huggenberger*



*Gedichte  
Erzählungen  
Schwänke*

Eine Auslese aus seinem Werk zum 50. Todestag  
Herausgegeben von der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft

Gedichte · Erzählungen · Schwänke

*Alfred Huggenberger*

*Gedichte  
Erzählungen  
Schwänke*

Eine Auslese aus seinem Werk  
zum 50. Todestag

Herausgegeben von der  
Alfred-Huggenberger-Gesellschaft



## **Impressum**

«Gedichte · Erzählungen · Schwänke»

Alle Rechte, auch das der Übersetzung und Aufführung, vorbehalten.  
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung des  
Verlags erlaubt.

**Titelbild** Huggenbergers Heimwesen in Gerlikon (Huggenberger ist  
links unter dem Baum), Aquarell von Otto Marquard, ca. 1921

**© Copyright** tve teaterverlag elgg in belp gmbh  
teaterverlage.ch

**Herausgeber** Alfred-Huggenberger-Gesellschaft, Islikon  
alfred-huggenberger-gesellschaft.ch  
a.huggenberger@hotmail.com

**Satz** zengarten, Meilen  
zengarten.com

ISBN 978-3-909120-19-2

# Inhalt

Geleitwort .....	7
Dank .....	8
Biografie .....	10
Bilder .....	12

## Romanausschnitte und Erzählungen

Die Bauern von Steig .....	23
Die Frauen von Siebenacker .....	31
Mädeli .....	44
Der Marktgang .....	57
Lob der Kartoffel .....	82

## Schwänke

Dä Brief us Ambulant .....	97
De Hausierer .....	105
Wettstreit der Jahreszeiten .....	112

## Gedichte

Der Mensch und die Zeit .....	121
Wegrast .....	122
Wohltun in Kriegstagen .....	123
Mutter .....	124
Spruch und Einfall .....	125
Von meinem Ochsen .....	128
Hauszank .....	131
Weggefährten .....	132
Der seltsame Pflüger .....	134
Wenn der Frühling kommt .....	136
De Patzient .....	138

Etlech Kapitel über d'Fästsüüch .....	140
Die drei Pferde im Himmel .....	145
Chüngeligschicht .....	150
Zweierlei Bauern .....	152
Etlechi us em Witzchästli .....	154
Z'Bern obe, i der Bundesschüür .....	156
's hät neime-n-en Beck .....	157
Huggenberger-Bücher beim teaterverlag elgg .....	158

## Geleitwort

Alfred Huggenberger (1867–1960) gehört zusammen mit Adolf Dietrich und Thomas Bornhauser zu den drei bekanntesten Thurgauer Persönlichkeiten. Sein literarisches Werk umfasst über 100 Bände. Die vorliegende Anthologie macht bewusst, wie vielfältig das Schaffen Huggenbergers in seiner Auseinandersetzung mit der Natur, der Heimat und dem bäuerlichen Alltag ist.

Zudem zeigt die Textsammlung: Huggenberger lebt! Davon zeugen nicht nur die Aktivitäten der im Jahr 2000 gegründeten Alfred-Huggenberger-Gesellschaft sowie die Strassen und Stätten, die nach ihm benannt wurden und an ihn erinnern, sondern auch die breit angelegte Werkbiografie über Alfred Huggenberger, die gegenwärtig von Rea Brändle und Mario König erarbeitet wird. Ziel ist es, dem Phänomen Huggenberger in all seinen Facetten gerecht zu werden – angefangen vom Bauern über den Kantonsrat bis hin zum über die Landesgrenzen hinaus bekannten Dichter und Schriftsteller. Diese Werkbiografie wird im Jahr 2012 vorliegen.

Kein Sekundärwerk kann indessen die Primärtexte ersetzen. Aus Anlass des 50. Todestages hat die Alfred-Huggenberger-Gesellschaft eine Auslese aus dem Werk Huggenbergers getroffen. Dafür gebührt ihr Dank und Anerkennung. Möge dieses Buch Wegbereiter zu zeitlos aktuellen Textschätzen sein, die es verdienen, immer wieder neu entdeckt zu werden.

Regierungsrätin Monika Knill  
Departement für Erziehung und Kultur  
des Kantons Thurgau

## Dank

Dieses Buch soll Ihnen ein Wiedersehen oder gar die Neuentdeckung des Schaffens von Alfred Huggenberger erleichtern. Es ist als Einstieg in das über 100-bändige Werk dieses bedeutenden Thurgauer Dichters gedacht.

Es war nicht einfach, eine Auswahl aus dem umfangreichen und vielseitigen Werk von Alfred Huggenberger zu treffen. Der Vorstand der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft hat versucht, einen breiten Einblick in sein literarisches Schaffen zu gewähren. Die Leserin, der Leser soll Lust auf mehr bekommen.

Die Abschrift und das Kontrollieren stellten aufgrund der damals sehr uneinheitlich gehandhabten Rechtschreibung und Interpunktion hohe Anforderungen an die Mitglieder unserer Gesellschaft. Sollten wir bei unserer ehrenamtlichen Kontrollarbeit den einen oder andern Schreibfehler übersehen haben, so bitten wir um Nachsicht. Allen Kolleginnen und Kollegen danke ich für ihren grossen Einsatz, ganz speziell Edith Huber und Manuela Dürig-Dreher für die Abschrift der Texte.

Das Buchprojekt wurde professionell begleitet von Hans-Peter Burla (teaterverlag elgg in Belp) und Rolf E. Ernst (zengarten-publishing in Meilen).

Die Urheberrechte stellten uns die Huggenberger-Enkel Willi und Alfred Büchi in grosszügiger Weise zur Verfügung. Herzlichen Dank!

Die Herausgabe dieser Anthologie ist dank der grosszügigen Unterstützung folgender Institutionen und Privatpersonen möglich:

- Dorfverein Gerlikon, Alfred-Huggenberger-Fonds
- Ueli Ernst, Frauenfeld
- Eva Hess-Wegmann, Meilen
- Kollekte der Evangelischen Kirchgemeinde Gachnang anlässlich der Gedenkfeier zum 50. Todestag
- Lotteriefonds des Kantons Thurgau
- Dr. Heinrich Metzger-Stiftung, Weinfelden
- UBS AG, Region Thurgau

Wir danken herzlich.

Auf dem langen Weg, den wir bis zur Drucklegung dieses Buches gingen, haben uns viele Freunde von Alfred Huggenberger in verschiedenster Art unterstützt. Ganz besonders danken wir unserem Gesellschaftsmitglied Regierungsrat Dr. Jakob Stark für seine freundschaftliche Zusprachen sowie Regierungsrätin Monika Knill und ihren Chefbeamten Dr. Paul Roth, René Munz und Walter Berger für ihre wertvolle Unterstützung.

Dieses Buch wollen wir dem unvergesslichen Huggenberger-Freund Hans Jossi widmen. Er hat die Alfred-Huggenberger-Gesellschaft ins Leben gerufen. In seinem Sinne pflegt unser Verein das Andenken an den Dichter und Schriftsteller Huggenberger. Im Greuterhof zu Islikon, auch eine Initiative von Hans Jossi, ist ein Alfred-Huggenberger Gedenkzimmer eingerichtet.

Liebe Leserin, lieber Leser: Ich wünsche Ihnen viel Freude mit Alfred Huggenberger!

Hans Wenzinger  
Präsident der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft

## Alfred Huggenberger – eine Biografie

Alfred Huggenberger wurde 1867 in Bewangen, Gemeinde Bertschikon (ZH), geboren. Er starb 1960 als Ehrenbürger in Gerlikon (TG). Sein Grab lehnt sich an die Südwand der evangelischen Kirche Gachnang. Alfred wurde der Besuch einer Sekundarschule verwehrt. Gleich seinem Vater war ihm alles, was die Erde hervorbringt, heiliges Gut. Aus eigener Kraft verwandelte der Sohn Hektaren von «Streueland» in fruchtbaren Ackerboden. Trotz all dieser Arbeit erwachte in ihm ein innerer Drang zu schreiben. Seine ersten schriftstellerischen Versuche erbrachten allerdings nur mässige Erfolge.

1907 verschaffte ihm «Hinterm Pflug» den dichterischen Durchbruch. Schweren Herzens gab er den inzwischen auf 20 Hektaren angewachsenen Hof auf. Die Familie bezog das neu erbaute, schmucke Höflein in Gerlikon. Dort hoffte er für sein dichterisches Schaffen die erforderliche Zeit zu finden. Hier im Thurgau erfüllte Huggenberger die Aufgaben eines Gemeinderates. Von 1920 bis 1932 war er zudem Mitglied des Thurgauer Grossen Rates.

Der erwähnte schriftdutsche Gedichtband «Hinterm Pflug» öffnete ihm den Zugang zum gesamten deutschen Sprachraum. Damit verband sich die Möglichkeit, in grossen deutschen Zeitschriften zu publizieren. Seine Romane und Erzählungen waren wirklichkeitsnah dem bäuerlichen Alltag entnommen. Huggenberger schrieb in einer seltenen sprachlichen Einfachheit. So «Die Bauern von Steig» 1913, «Die Frauen von Siebenacker» 1925.

Im letzteren beschrieb er seine Frauengestalten besonders eindrücklich.

Er versuchte Form und Gedanken einem Volkslied ähnlich aufzuzeichnen. Deshalb erstaunt es nicht, dass so viele seiner Gedichte vertont wurden. Seine erzählerischen Werke enthalten bleibende Wahrheiten und zeigen uns prägnant das Landleben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Manche seiner Gedichte sind von zeitloser Schönheit. Seine zahlreichen Schwänke wurden früher sehr häufig gespielt.

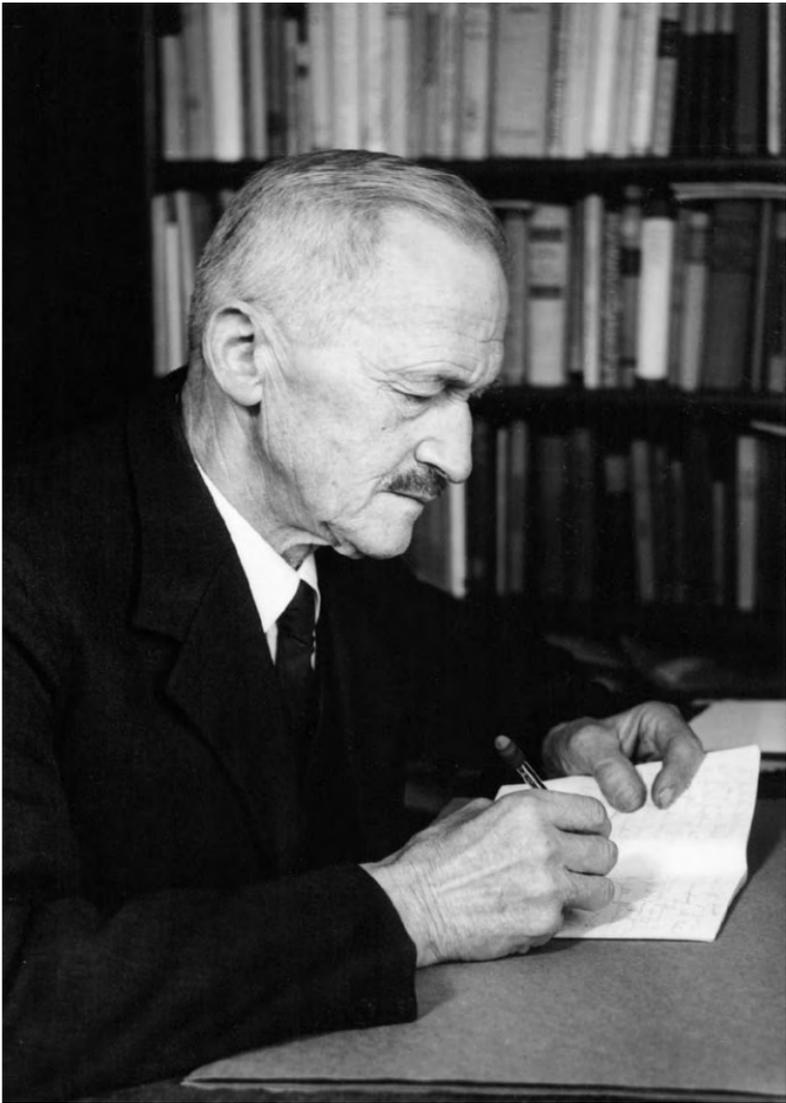
1937 erhielt Alfred Huggenberger als alemannischer Dichter im deutschen Wiesental den Johann-Peter-Hebel-Preis. In Konstanz verlieh ihm die Universität Freiburg im Breisgau 1942 den Steinbachpreis.

Leben und Werk Huggenbergers zeigen seinen optimistischen und weltoffenen Charakter. Neidern begegnete er mit seinem treffenden Humor. Unkraut liess er in seinem «Sommergarten» nicht gedeihen.

Eine schlichte Gedenkstätte entstand kurz nach seinem Lebensende im Altwingert bei Bewangen ZH.

Hans Menzi

Vizepräsident der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft



Alfred Huggenberger signiert



Alfred Huggenberger auf der Höhe seines Schaffens



Sein schmuckes «Höfli» in Gerlikon



Im Kreise seiner Familie mit Gattin Bertha und Tochter Martha



Hinterm Pflug



Besinnlich im Holz



Alfred Huggenberger als Bauer mit seinem Martheli



Alfred Huggenberger ist gut beraten



Die Alfred-Huggenberger-Stube im Greuterhof, Islikon TG  
Foto: Denkmalpflege TG, 1997



Huggenberger-Büste auf Originalkommode aus Huggenbergers  
Haus in Gerlikon (Greuterhof, Islikon TG)  
Foto: Denkmalpflege TG, 1997

**Romanausschnitte  
und  
Erzählungen**

## Die Bauern von Steig (Ausschnitt)

### Meine Nachbarn und ich

Ich bin fest überzeugt, dass ich an keinem geeigneteren Ort hätte zur Welt kommen können, als just auf der Steig. Hierin unterscheide ich mich in keiner Weise von meinen Nachbarn: es gibt bei uns wenige Menschen, die es nicht als eine besonders glückliche Fügung des Himmels betrachten, auf der Steig geboren und heimatgenössig zu sein. Fast wie eine Lächerlichkeit weisen sie den Gedanken von sich ab, dass man auch anderswo auf der Welt sich so recht innerlich geborgen fühlen könnte. Vielleicht hätte sich jeder von ihnen ein besseres Plätzchen für sein Erdendasein ausgesucht, wenn man sie hätte wählen lassen. Aber nun sind sie da, ihre Augen sind gleichsam eingestellt auf das Dorf und den steilen Rebenhügel dahinter; auf die Wiesen und Ackerzelgen, denen jede Jahreszeit andere Farben und eine neue Seele gibt. Nicht zu vergessen den weissgetünchten Kirchturm mit dem käsbissenförmigen Dach. Es ist wirklich eine eigentümliche Sache, wie dieser Kirchturm alles, was auf der Steig lebt und schafft, mit ruhigem Ernst und mit ewiggleicher Freundlichkeit in seinen Frieden nimmt.

Es soll nun niemand glauben, dass wir uns aus der Welt draussen gar nichts machten oder nichts von ihr wissen wollten. Wir lesen in Büchern und in Zeitungen mit besonderer Vorliebe von weit entlegenen Dingen und Geschichten. Wir lauschen andächtig zu, wenn uns jemand von den Vorzügen und Wundern der Fremde berichtet. Aber indem wir einander dabei verstohlen

ansehen, liest jeder in den Augen des andern den selben heimlichen Beschluss: Ich bleibe halt da, wo ich bin ...

Viele Leute werden lächeln über unsere Art. Lasst sie, werden sie sagen, es ist nicht viel bei ihnen zu holen. Ihre Herzen sind zu stumpf, um grosse Dinge einzulassen. Ihr ganzes Denken, all ihre arme Mühe geht wahrhaftig auf in der Sorge um Heuwetter und Viehpreise. Und ihr inniges Geheimnis sind die Speckseiten im Rauchfang.

Nein. So ganz ohne Glück und ohne Not fliesst unser Dasein doch nicht hin. Wir Bauernmenschen machen uns manchmal auch Gedanken und erleben vieles, das wir für uns behalten. Wir können mitunter seltsame Träume spinnen und ganz unklugen Sachen nachhängen, wie andere Menschenkinder, die zartere Hände haben. Wir können auch Liebe und Hass fühlen. Und wer viel allein ist mit dem Wind, mit der Sonne und mit den Bäumen, dem gräbt sich oft ein Wort oder eine Gebärde unauslöschlich ein.

Es ist etwas wunderbar süsses um die Liebe. Aber auch der Hass hat seine schönen Seiten, es tut einem rechtschaffen wohl, zu einem Menschen sagen zu können: «Mit dir will ich nichts. Weder Streit noch Einigkeit. Bloss schaden will ich dir.»

Wenn ich die Wahrheit bekennen soll, so bin auch ich nicht immer mit der Liebe allein ausgekommen. Aber nur einen Menschen habe ich recht von Herzen gehasst: den Armenpfleger Stocker. Ich habe nicht ermangelt, ihm bei jeder Gelegenheit so viel zu leid zu tun, als in meinen Kräften stand. Nicht zuletzt seinetwegen habe ich erst neulich wieder eine kleine Schuldenlast auf mich geladen, indem ich an Jakob Inzubens Gant den

Sohrenacker für zweitausend Franken erstand. Er hätte das schöne Stück Land fürs Leben gern zum Aufrunden seines Gutes gehabt. Und er hat es gar nicht fassen können, dass ich junger Anfänger den Mut haben würde, ihm vor der Sonne zu stehen, ich weiss, dass ihn der Ärger fast getötet hat. Und das tat mir wohl. Den Streifen Jungwald gegen Trüb hinab, mitten in seinen schönen Buchenbeständen, hab' ich dem Stocker auch vor der Nase weggezackt, obschon er zu teuer war und ich das Geld für die erste Teilzahlung beim Trottenwirt entlehnen musste. Ich hab's getan, und es freut mich noch heute.

Dieser schöne, nie beschnittene Hass ist in frühen Kindertagen entsprungen, und ich weiss es denen Dank, die mir ihn ins Herz gelegt. Dafür, dass er sich mit meinem ganzen Leben und Sein verknüpft und mit mir stärker und härter geworden ist, dafür hat der Armenpfleger Stocker selber gesorgt. Rechtzeitig habe ich in ihm den Feind meines Lebens gewittert und bin ihm nie mit einem anderen Gedanken genaht. Ich habe diesem Hass mehr zu verdanken als mancher besseren Eigenschaft, deren ich auch besitze.

Von meinen Eltern wusste ich die längste Zeit nicht viel mehr, als was mir mein erster Pflegevater, der Schneider Enz, von ihnen berichtet hat: «Dein Vater hat geigen können, aber die Mutter schaffte stark und starb daran.» Etwa ein Jahr nach meiner Geburt hatte mein Vater sein geringes Heimwesen im Oberdorf an das Stelzenhöflein vertauscht, das in beschaulicher Einsamkeit an der schmalen Strasse gegen Gehren hinaus liegt. Er hatte sich damit wohl verbessern wollen; Enz behauptete zwar,

es sei Grössenwahn gewesen. Sei dem, wie ihm wolle, das Wagnis schlug für ihn und für uns alle nicht zum Guten aus. Beinahe mein erstes bewusstes Erinnern geht auf eine Zeit zurück, in der das für mich Unheimliche, ja Entsetzliche geschah, dass jeden andern Tag der Schuldenwaibel Kleiner von Gehren in unser Haus kam, sich in Stall und Kammern führen liess und ein Häuptlein Vieh, ein Stück Hausrat nach dem andern aufschrieb; den Heustock, die Garben auf der Balkendiele, den Kasten in der Stubenkammer mit den zwei Sprüchen darauf. Ich weiss noch, wie die Mutter in der Küche weinte, ich sehe den Vater, wie er gesenkten Kopfes mit schlaff niederhängenden Armen hinter dem Kleiner dreintappt, manchmal stillstehend und ein merkwürdiges Lächeln gleichsam mit dem leise zuckenden Schultern lachend oder von sich abschüttelnd. Dieses Lächeln habe ich nachher an keinem Menschen gesehen, ich betrachte es im Stillen als eine Art Sondereigentum.

Und auf jenen Abend besinne ich mich auch, da der Vater spät bei Zwielflicht von einem Ausgang heimkam, trotz der grimmigen Kälte ohne Rock und Hut, schwankend und in böser Laune. Die Bankherren in Krien seien aufs Tüpflein so schlecht wie der Stöckerli, der ihn hingeritten habe. Es sei ihm aber jetzt alles gleich, seinetwegen könne man schon morgen ganten. Den Rock und den Hut habe er drunten in Trüb über das Brückengeländer hinabgeworfen, zum Betteln brauche man ja keinen Sonntagsstaat ...

Er hätte ihn ohnehin nicht mehr gebraucht. Eine Lungenentzündung legte ihn auf's Totenbett. Und dann kam eins aufs andere. Schwere Dinge, von denen ich nicht

gleich hätte wissen sollen, die mich aber aus verworrenen Andeutungen um so unheimlicher anblickten. Denn die Base Näni in Gehren, bei der mich die Mutter über die böseste Zeit versorgt hatte, war nicht geschickt, mir die Augen zu schliessen. Dafür war sie reich an Trost, sie sagte jeden Tag wohl zehnmal zu mir: «O du armer Bub, du armer Bub! Herrjesis auch! Es ist nur gut, dass du noch klein bist und von allem nichts weißt.» Wie mir dieser Trost bekam, daran erinnere ich mich noch heute gut. Das Schwere, Ungewisse brütet über meinen Tagen wie eine dunkle Wolke, die das Schweben verlernt hat und sich leise immer tiefer senkt. Wenn jemand ins Haus kam, sprach die Base stets mit gedämpfter Stimme; im Anfang war es gewöhnlich, als ob sie alles mit den Händen und Ellbogen machen wollte.

Doch blieb ihre Rede nicht «ja, ja» und «nein, nein», und in der Regel hatte sie bald vergessen, dass ich auf der Ofentreppe kauern auf jedes ihrer Worte acht gab. Immer endeten ihre Ausführungen und Berichte mit einer wohlgemeinten Nutzenwendung. «O die gut' arm' Emile! Da sieht man's wieder einmal! Wenn sie auf die Leute gehört und den Stäbli-Sameel genommen hätte! Dann stände sie jetzt am vollen Barren und hätte ungesorgt Brot. Der Sameel hat zwölf Haupt, sage zwölf Haupt Vieh im Stall und ein Ross! Und nun steht sie auf der Gasse und ist eine Witfrau dazu! Das wird gut sein für ihre Krankheit – wenn man es dazu auf dem Herz hat! Es ist halt bloss ein Glück, dass der Bub von allem noch nichts versteht.»

Wenn ich auf solche Reden ins Heulen kam, tröstete mich die Base mit wehleidiger Zärtlichkeit. «Es beelendet

dich halt, gäll! Ja, ja du hast recht! Wenn du erst wüsstest! Ach – der Herrgott tut vielleicht dann ein Einsehen ...»

Was sie mit dem Einsehen meinte, verstand ich nun freilich nicht. Aber ein anderes Wort verstand ich schon damals und habe es bis heute nicht vergessen: «Der Stocker ist schuld.»

Ich weiss nicht, ob ich dieses Wort je einen Menschen aussprechen hörte; vielleicht meine Mutter. Ich weiss es nicht. Aber es lag in der Luft: Der Stocker ist schuld!

Der Armenpfleger Stocker hat, als der Stelzenhof vergantet wurde, die drei bestgelegenen Äcker und den Wald im Mesmerholz an sich gebracht. Eben zu dem Ende habe er dem Vater seinerzeit zu dem verhängnisvollen Tausch geraten und ihm auch mehrmals mit Geld ausgeholfen. Und als Vertrauensmann der Bank habe er dann in der schwierigsten Zeit zur Kündigung geraten.

Ich bekenne es ungerne, dass meine Wiege im Oberdorf gestanden hat. Denn wenn man auch von meinem Herkommen weiter gar nichts wüsste, so würde auf der Steig schon hieraus jedes Kind erraten, dass es mit mir nicht weit her sein kann. Man fragt bei uns nicht: Habenichts oder Bauer? Man fragt einfach: Ober- oder Unterdorf? Im Oberdorf stehen eng ineinander gebaute Häuser mit unzähligen Gebresten, oft drei, vier Wohnungen mit Scheune, Stall und Wagenschöpflein unter einem First zusammengezwängt. Die Stuben sind eng, und die Küchen sind dunkel. In den niedrigen Ställen haben selten mehr als zwei Kühe und ein Rind oder ein paar Ziegen Platz. Die Scheunentore brauchen nicht breit zu sein, man sagt spottweise, die Oberdörfler können ihre Heufuder bei einem Gewitter mit dem Milchnapf zudecken.

Aber jedesmal, wenn eines dieser kleinen, eingeklemmten Höflein feil wird, taucht mit tödlicher Sicherheit ein Liebhaber auf, der es um jeden Preis haben will. Das Sprichwort sagt nicht umsonst: «Ein Oberdörfler weiss, wo er hingehört.» Es wird sich nicht so leicht einer auswärts ankaufen. Man mag ihm zehnmal vorrechnen, er sei lebendig begraben, mit allem Schinden bringe er es nicht auf einen grünen Zweig. Der Bescheid wird immer lauten: «Wo's ein anderer gemacht hat, mach ich's auch.» Ein Oberdörfler glaubt sein Ziel erreicht und seinen Lebenszweck erfüllt zu haben, wenn er sagen kann «Ich habe es machen können.» Man hat auch wirklich selten erlebt, dass einer sich nicht über Wasser gehalten hätte. Immerhin, wenn der Viehhändler Kreil auf die Steig kommt, geht er gewöhnlich zuerst ins Oberdorf. Und einige dieser Schuldenschinder schicken ihre Kinder nach Trüb hinab in die Fabrik.

Also ein Oberdörfler bin ich. Und zwar einer, der eine Idee hat. Es gibt im Oberdorf gern solche Leute, die eine Idee haben. Wie zum Beispiel der Schuhmacher Napf, der drei Ziegen sein eigen nennt und der auf seiner mageren Holzwiese jedes Jahr Versuche mit acht bis zehn Arten der wunderlichsten Düngmittel macht. Er sagt, er bereite auf dem Gebiete der Landwirtschaft als ein Bahnbrecher grosse Umwälzungen vor. Nur der Mangel an Vermögen hindere ihn, diese schneller ins Werk zu setzen. Er redet gern davon, sei es auf der Strasse oder im Wirtshaus beim Glase Wein, und wenn er einen aufmerksamen Zuhörer findet, ist er glücklich. Man kann dann immer wieder von neuen Plänen erfahren, zu denen er sich mit den

Worten Mut zuspricht: «Wenn ich's nicht herausbringe, bringt's keiner heraus.»

Was nun meine Idee betrifft, die freilich mit den Jahren ein anderes Gesicht angenommen hat, mache ich für alles meinen ersten Pflegevater verantwortlich, den Schneider «Wui», der sechzehn Modelle besass und der aus mir, seinem Kostbuben, einen Maler machen wollte.

Aus «Die Bauern von Steig», L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1912, 1. Kapitel, S. 5-13

## Die Frauen von Siebenacker (Ausschnitt)

### Besprechung mit Gott – Der Jahrestag

Die Wägisserin Anna Wassmann hat ihrem Herrgott wieder einmal ein paar bewegliche Bitten ans Herz gelegt. Sie betet nicht so, wie der Mensch richtigerweise beten soll; sie verkehrt mit Gott wie mit ihresgleichen und ist auch heute vor einem kleinen Vorwurf nicht zurückgeschreckt. «Lieber Gott, du weißt doch, dass ich es immer recht gemeint habe, wenn ich schon nicht jeden Sonntag nach Lintbreiten hinauf zur Kirche gehen kann. Müssen denn die Strümpfe nicht gestopft sein? Und ist es Sünde, wenn ich am Sonntag eine Stunde an Peterlis neuen Höslein schaffe, auf die er sich wie ein König freut? Ja, ich will es dir jetzt nur offen sagen: Es ist mir manchmal, du solltest doch etwas mehr an die ärmeren Leute denken, wenn du das Guthaben verschenkst, und auch unser Haus zum Wägiss freundlich und milde ansehen, gelt! Schon den Kindern zulieb, die ja nichts dafür können, dass sie in eine dürftige Welt hineingeboren sind. Jetzt mit dem Guthaben, das ist dann von mir nicht so gemeint: Geld genug, gutes Essen, nichts tun und nichts denken, als wie man den lieben Tag mit Freuden herumbringe. Ich meine nur, du sollest sie nicht etwa, wie es so vielen geschieht, wegen der Arbeit und den Sorgen verstockt und verbockt werden lassen. Schenk ihnen doch wenigstens einige Gaben und Gäblein, zum Beispiel, dass sie mitten im strengsten Schaffen, ja in grossen Kümmernissen doch keines Finken Schlag überhören, dass sie übereins von allem weg in den schönen Him-

mel hineinstauen können. Von diesem Glück, das du ja im Überfluss hast, lass meine lieben Kinderlein kosten, jetzt und wann sie grösser sind, so viel ihnen gut ist! Gib ihnen die Weisheit der neugierigen Augen, damit sie den Vöglein beim Nestbau zusehen müssen und den Käfern und Ameisen in ihrer merkwürdigen Emsigkeit. Wenn du aber etwas Besseres für sie weißt, so will ich nicht ein schmales Wörtlein gesagt haben. Ich hab' dich bloss wieder einmal an sie erinnern wollen, damit du sie nicht ganz vergessest. Das wäre dann doch von ihnen nicht verdient. Ist es aber, darauf muss ich auch kommen, ist es von meinem Mann verdient, dass der, während er doch in seinem Herzen keinen schlechten Gedanken hat und uns am liebsten mitten ins Paradies hinein führen möchte, uns dennoch so viel und so oft eitel Angst und Kümmernisse bereiten muss, wenn er sein beinernes Gesicht bekommt und seine Gedanken nicht mehr den rechten Weg gehen? Ich meine halt immer, du würdest ihn doch mit leichter Mühe herumbringen. Gelt, ich bin eine recht unverschämte Frau. Es ist mir aber gewiss nicht um mich zu tun, nur um die andern, und darum, dass wir alle dich noch besser verstehen lernen.»

Anna Wassmann pflegt sich ihre kurzen und freimütigen Auseinandersetzungen mit Gott sonst gewöhnlich für die frühen Morgenstunden aufzusparen, wenn sie lang vor dem Betzeitläuten über allerlei Sorgen und Kümmernissen aufgewacht ist. Diesmal ist es sonderbarerweise während des nüchternen Werkens über sie gekommen, beim Rebenbinden im steilabfallenden Weinberg unterm Goldenwald. Es war ihr, als hätte sie

noch nie so schwer mit dem Frühling und dem Leben zu tun gehabt. Mitten im Schaffen hat sie sich auf den märztrockenen Erdboden hinsetzen und über alles nachdenken müssen. Aber auch jetzt noch, nachdem sie ihre Anliegen dem Schöpfer mutig vorgetragen hat, auch jetzt noch will sich die klare Eigenruhe nicht einstellen. Der Tag hat kein Gesicht wie andere Tage. Die Wolkenburgen drüben über dem Höcklerwalde sind steiler aufgetürmt als sonst; die Wiesen im Talgrund, ja selbst die magern Hänge bis hinauf zum Waldschatten sind wie über Nacht grün geworden. Nur die Menschen von Siebenacker, so kommt es ihr vor, haben das alte Wesen nicht von sich abgetan. Sie schreiten alle gesenkten Hauptes ihrer Wege, mit Geschirr und Sorgen beladen. Manche gehen mit fiebriger Hast, als gälte es, das Glück einzuholen, andere stumpf und freudlos, ganz am Erwerb und Tagwerk hingegeben.

Drunten am Rebenbord und auf den angrenzenden Merzenwiesen verlustiert sich ein Trüpplein kleinen Volkes mit Spiel und Scherz; von ihrem Reimsang und Lachen kommt hin und wieder ein verlorener Ton wie aus einer andern Welt zu der schaffenden Frau herauf. Es tut ihr weh, dass ihre beiden ältesten Kinder nicht dabei sein dürfen, dass sie sich schon an's Joch der Arbeit gewöhnen müssen. Sie sammeln auf halber Höhe des Rebenhanges die Abfälle und Späne der nachgespitzten Rebstecken in Körbe. Peterli, der noch nicht sieben Jahre alt ist, vergisst sich zwar immer wieder auf die saure Pflicht und schleicht sich weg, mit Bogen und Schilfpfeil bewehrt; denn er brennt darauf, dem Gesindlein drun-

ten zu zeigen, wie hoch er schiessen kann. Elsbeth dagegen betrachtet die Arbeit als etwas Selbstverständliches und lässt sich von der Versuchung nicht anfechten.

Die Bäuerin ist mit zwei Rebenzeilen fertig geworden und steht auf dem schmalen Schutzband, das die Reuthaue zwischen den Wald und die Reben gelegt hat. Unter einer der Randföhren, die mit ihrem dichtverschlungenen Gezweig den Sturmmantel des Goldenwaldes weben, steht ein rohgezimmertes Bänklein. Sie setzt sich darauf hin, nur so wie im Vorbeigehen, und atmet den lauen Waldhauch ein. Und nun geht sie wahrhaftig mit dem Frühling Arm in Arm spazieren. Mit geschlossenen Lidern. Der Fant führt sie, wohin es sie gerade freut. Ins Glockenholz, wo die kleinen Anemonen daheim sind; auf die Rasenkuppe des Höcklerberges, wo man ein anderes Tal überschaut mit Dörfern und Weilern, mit Wiesen und Ackerzelgen, eine zweite Welt. Aber siehe da – handum ist ihr Geselle weg, und sie steht auf der Hauswiese ihrer armen Kinderheimat auf dem Hasenloo ob Lintbreiten und pflückt blassgelbe Schlüsselblumen. Die Mutter lehnt an einem Baumstamm und sieht ihr zu. «Nicht zuviel – es ist schade!»

Da fällt es der versonnenen Frau auf dem Bänklein plötzlich wie ein Stein auf die Seele, dass ihr Mann gestern abend wieder vom Verkaufen geredet hat. «Fortt, wegg! Ich geh' da kabutt!»

Das ist das graue Gespenst über dem Hause zum Wägiss: verkaufen. Anna Wassmann weiss, verkaufen bedeutet für die Familie Unheil. Der Mann tut das nur im Weinmut, wenn er jeweilen die Zeit der grossen Wendung für gekommen hält; oder im Weinzorn, wenn der

giftige Neid ihn wieder einmal auf Stunden ganz um das klare Denken gebracht hat. Der Neid, den er als seines Herzens Wollust hegt: allen geht es besser als ihm. Allen. Am besten geht es dem gehassten Nachbar, dem Presi Albrecht Imthurn, dessen stolzer Herrensitz, der Steinhof, das alte Heimwesen zum Wägiss fast in den Boden hineindrückt.

Es braucht oft herzlich wenig, bis David Wassmann von seinen guten Geistern verlassen ist. Man könnte lachen. Gestern beim Sonntagsschoppen im «Ochsen» haben sie ihn wieder einmal aus dem Häuschen gebracht. Man hat vom Guthaben und vom Böshaben berichtet. Beim Wein ist das Schweigen nicht erfunden worden. Der Schors Bettmann von Lintbreiten, der so schlecht steht, dass man keine Woche weiss, wann es bei ihm zum Ganten kommt, hat ihm gegenübergesessen und hat scherzweise zu ihm gesagt, man sollte des Wägissers Schulden mit den seinigen auf einen Haufen legen und den ganzen Blast in den Scheuerbach hineinwerfen, der Bach würde davon drei Tage lang trüb laufen. Er hat weiter zu ihm gesagt: «Du, Wägisser, lass dich umtaufen und schreib dich künftig Bettmann, wie ich. Dann setz' ich es bei den Grossköpfen durch, dass sie uns das e und das l wieder zurückgeben, das man mir vor Jahr und Tag in den Pfarrbüchern weggestohlen hat, und wir können zusammen eine Firma gründen: Schors und David Bettelmann und Konsorten.»

Der Mann ist heimgekommen wie ein geschlagener Hund. Sie hat bitten und anhalten müssen, dass er nicht stehenden Fusses nach Jonenbruck hinabliefe zum Güterhändler Rebstein.

«Der da drüben, der Imthurn, hat seine Fresse auch breit gemacht!» David Wassmann ist an den Worten fast erstickt. «Wär' der nicht dagewesen, hätt' ich dem sein Grinsen nicht hinunterwürgen müssen, der Affenspass hätt' mir nichts getan. Das sag' ich: der Presi Imthurn kann sich von jetzt ab einen *hölzernen* Narren halten, ich hab' nun just lang genug in seinem Schatten gelebt und mich über sein hochmütiges Steinhaus geärgert! Von der Stund' an, wo ich von ihm wegkomme, hab' ich Glück, das weiss ich. Einmal muss doch beim Eid die grosse Wendung kommen. Ich will nicht mein Lebtag ein Schuldenworger sein, schon ihm zuleide nicht!»

Heute morgen ist der Mann wieder etwas stiller gewesen. Noch nicht klein und ergeben; aber mit den Geistern des Weines hat sich auch ein Teil seines Grolls auf den Nachbarn verflüchtigt. «Ich will es noch einmal probieren», hat er gesagt. «Halt nur für so lange, bis es zum Verkaufen günstiger ist. Freilich, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Die Wendung *muss* kommen, da auf dem Wägiss gelingt es mir nie. Wo er mir mit seinem Reitstiefel in den Suppenteller hineintrampen kann!»

Die Frau auf dem Ruhbänklein atmet schwer auf. Im Föhrengezweige über ihr hat sich jetzt ein kleines Waldvögelein eingefunden; sein inniges Gezwitscher geht ihr wie ein Märchen ein. O, es hat eine süsse Art zu plaudern und zu schweigen! Und es kann mitten in die zarte Stille hinein so seltsame Fragen stellen, dass man glaubt, ihm laut und klar Antwort geben zu müssen.

«Weiss dein Mann darum Bescheid, dass du einmal in jungen Tagen des Imthurn Allerliebste gewesen bist?»

«Verrat es ihm niemals, gelt. Es wäre vom Bösen.»

«Denkst du noch daran, wie schön es damalen den Anfang genommen hat?»

«Ich denke ewig daran.»

Merkwürdig: in diesem Augenblick – das Wort ist noch nicht zu Ende gesprochen – weiss Anna Wassmann plötzlich, wie es von der Märzsonne, wie es von den Wolken und von dem kleinen Waldvögelein gemeint ist: *heut jährt sich der Tag wieder*. Der Tag, der trotz allem und allem noch jetzt wie ein Lichtlein über ihrer jungen Zeit steht. Sie kann es sich nicht versagen, das kleine Geschehnis wieder einmal innig nachzuerleben.

Auf der Hängelwiese drüben war's, deren obere Schmalgrenze immer mit dem frechen Pfändlerwald im Streite lag; wie denn ihres Vaters Halbgüllein auf dem Hasenloo fast ausschliesslich aus derlei entlegenem und wenig beehrtem Magerlande bestand. Sie war dort mit dem Säubern des langsam erwachenden Rasens beschäftigt und dachte so nebenbei ein wenig über den Sonntagsklatsch ihrer Freundinnen nach. Liebschaften, verbotene und erlaubte; Untreue, Geld, Glück, Heirat. Heiraten, das war immer das Letzte, das Höchste. Darüber waren die Mädchen fast alle einig, besonders die älteren: in der Liebe konnte sich kein Mensch ganz auskennen, auch der gescheiteste nicht. «Sie kommt nie, wenn man sich ihrer versieht», behauptete Elsi Keller, die als erfahren galt. «Sie kommt wie ein Dieb in der Nacht, es kann bloss darauf ankommen, ob mit Heil oder mit Unheil. Eine fällt an den Rechten, eine an den Unrechten, und keine kann etwas dafür.»

Nachdem ihr das unnütze Grübeln über diese Sachen verleidet war, schaute sie eine geraume Weile dem munteren Quellbächlein zu, das an der Wiese vorbei in tiefem, vielgestaltig ausgehöhltem Rinnsal, über manche Hindernisse hinwegspringend, rastlos talwärts orgelte, dem grossen Bruder entgegen. Sie machte sich eine Arbeit daraus, einige von den angeschwemmten Dämmen aus Müll und welkem Herbstlaub mit dem Rechenstiel zu zerteilen, was das Bächlein mit noch lauterem Glucksen, Gurgeln und Rauschen verdankte. Und nun zog sie wahrhaftig einen Schuh aus und einen Strumpf; sie setzte sich behutsam auf den Grabenrand, um dem eilfertigen Wässerlein den nackten Fuss als Hemmnis in den Weg zu stellen. Ei – wie das artig schmeicheln und plätschern konnte!

Da stand einstmals jemand hinter ihr, sie fühlte ihre Augen sachte von zwei Händen bedeckt. «Süss oder sauer – Jäger oder Bauer?» «Jäger», rät sie blind drauflos, nur um frei zu werden. Dann sieht sie sich hastig um. Es ist der junge Steinhofer von Siebengrüt, Albrecht Imthurn. Er hat droben auf dem grossen Holzschlag Pflanzlöcher ausgehoben, die klobige Reuthaue lehnt am Stamm einer nahen Randtanne. Nun weidet er sich an der grossen Verlegenheit der Überraschten; es belustigt ihn, wie sie, über und über rot, mit fiebernder Hast Strumpf und Schuh wieder anzieht. «Das Barfussgehen wird man einem jungen Maitlein nicht verbieten wollen», neckt er sie wohlgelaunt.

«Aber Schleichen und Leute erschrecken ist kein freundliches Tun», will sie schmollend vorbringen; doch

wie er sie so anlacht, bleibt sie mitten im Satze stecken. Und diesmal vermag sie den Blick nicht kurz und gut aus dem seinigen hinwegzunehmen, sie findet immer einen Grund, noch einmal hinzusehen, um sich von irgend-einer Sache endgültig zu überzeugen, wobei sie freilich doch nie ganz klug werden kann. Aber einesmals gibt es einen kleinen Knax in ihr; sie fühlt, dass ihr das Blut wieder warm zu Kopfe steigt und wendet sich halbwegs von ihm ab. Sie macht sich so nebenbei ein wenig mit der Arbeit zu tun, indem sie ein paar Maulwurfshaufen ausebnet und die ausgerechten Steinchen in den Graben wirft.

«Das Rotwerden, das steht dir aber zum Staunen gut an», stellt er mit Wohlgefallen fest. «Überhaupt – es kann auf der runden Welt allweg nichts Kurzweiligeres geben, als so einem Wald- und Märzenkind beim Schaffen zuzusehen. Ich kann bloss nicht begreifen, wie ich dich früher habe bösmachen können.»

Sie sieht ihn mit heiterer Neugier an: «Ich weiss von nichts.»

«Ich habe dir doch einmal auf der obern Brücke in Lintbreiten Hasenjungfer und Hasenfräulein nachgerufen», bekennt er mit aufrichtigem Selbstvorwurf. «Das wäre dir dann nachher schon wieder in den Sinn gekommen. Ich war schon ein grosser Bengel; du bist, glaube ich, das erste Jahr in die Kinderlehre gegangen.» Sie steht betreten, den Blick gesenkt, plötzlich ganz zu sich selber heimgekehrt. Die Erinnerung an die vielen Demütigungen, die sie ihrer dürftigen Hasenloo-Heimat wegen als Kind erdulden musste, steigt so bitter und weh in ihr empor, dass ihr die Tränen in die Augen treten. Da

geschieht das Wunderbare, dass sich ein Arm um ihren Hals legt, leise, fast nur wie ein freundlicher Gedanke. Die Liebkosung hat so gar nichts Dreistes und Begehrliches, dass sie sich ihrer nicht erwehrt. Und wenn auch ihre Tränen unbewusst noch weiter rinnen, so ist es ihr doch zumut, als habe ihr das Leben noch nie so viel Freude und Ehre angetan. Wie aus einem Traum heraus kommt die bewegliche Bitte an ihr Ohr: «Denk jetzt nicht mehr an das, es ist mir ja leid!! Es ist *allen* leid ...»

Während der Steinhofer ein paar Minuten später mit der Reuthaue auf der Schulter den schmalen Karrweg hinabschreitet und, noch einmal den Hut schwenkend, gemach hinter einer Erdwelle versinkt, sieht sich die Zurückgebliebene in einen neuen Tag hineingestellt, in eine neue Welt, die auf alle Fragen nur eine Antwort weiss: Die Liebe kommt wie der Dieb in der Nacht.

Anna Wassmann, weisst du noch, wie manches Mal Albrecht Imthurn in jenem Frühling in dunkeln Nächten den Weg ins Hasenloo hinauf gefunden, von dir mit Herzklopfen erwartet und mit Wonnen begrüsst? Weißt du noch, wie manches Mal ihr beide als selige Liebesleute fast bis zur frühen Dämmerzeit im engen Stübchen zusammengesessen? Kein Mensch im Ackertal hat darum gewusst als deine Mutter, und die hat geschwiegen. Sie hat viel geweint in jener Zeit, vielleicht weil du deine Augen einmal vor ihr niederschlagen musstest. Beide habt ihr geschwiegen, beide. Ihr Schweigen war: «Was hilft Beten, wo kein Engel Macht hat?» Das deine: «Sei getrost, mein Tag ist nicht weit! Er hat mir's ja so schön in die Augen hinein versprochen. Alles wolle er bei seinen Eltern daransetzen.»

Aber es ist ein Abend gekommen, da dein Lämpchen umsonst hat brennen müssen. Die Frösche im Belchenweiher haben dir die Ohren voll gesungen, so oft du das Flügelchen geöffnet hast, um in die Maiennacht hinaus nach ihm zu lauschen; nach Albrecht Imthurn, der sich an jenem Nachmittag mit der Brigitte Steiner in Ennetholz verlobte.

Ja, du hast wohl recht gehabt mit deinem Hadern. Gott selber hat eine Sünde begangen damit, dass er deine Seele so ganz zermalmt, dass er dein Herz an einen Pfahl gespiesst hat. Und dennoch – es hat vom ganzen Verein keine heller gesungen im Ochsenaal an seiner Hochzeit! Nein, du hast ja nicht wegbleiben dürfen; was hätten die andern von dir gedacht? Und der Hochzeiter Albrecht Imthurn hat dich ja zum Dank dreimal zum Tanze geholt.

Aber eines hättest du nicht tun sollen in jener Nacht. Bist du bei Sinnen gewesen, als du seinem Nachbarn David Wassmann auf dem späten Heimweg dein Wort gegeben – und damit den andern gemeint hast? Du hast es dir ja recht ausgedacht, erschlagen und ohne Rat, wie du warst: *Mein Leben will ich ihm vorleben!* Das soll meine Arbeit sein; ihm zeigen, dass meine Liebe und mein Treumeinen auch etwas wert gewesen wären ...

Die Mittagsglocke von Lintbreiten verkündete dem Ackertal mit ihrem vertrauten Ton die elfte Stunde. Im Dorf Siebengrüt, das von da oben aussieht, als hätte man es eben aus einer Spielzeugschachtel herausgenommen, sind schon ein paar Herdfeuer wach. Die dünnen Rauchsäulen steigen beinahe senkrecht empor. Sie schweigen sich aus über alles, was sie wissen von Herdglück und

Heimatfrieden, von Zank und Sorge, sie tragen alle ihre Geheimnisse in das Wunder des blauen Frühlingshimmels hinein.

Die Wägisserin, längst wieder bei der Arbeit, zupft die letzten Halme Bindstroh aus dem groben Schurz. Dann richtet sie sich kerzengerade auf. Sie rankt sich und reckt die blanken Arme aus. Der Rücken schmerzt sie ein wenig vom vielen Bücken; doch das ist bald weg, ihre junge Kraft ist noch nicht zerbrochen.

Unten auf der mit Gänseblümchen übersäten Wiese springen ihr Grittli und Elsbeth entgegen. Sie nimmt an jede Hand ein Kind, während Peterli mit Pfeil und Bogen wie ein Wächter hinterdrein stapft. Auf dem Heimweg erzählt sie den Kindern das Märchen vom braven Geissbuben Kunibert, dessen Nahrung hartes Brot und Tränen gewesen, bis er eines Tages die blaue Blume gefunden. Er hat die einer verschwundenen Prinzessin geschenkt, dafür er jetzt als König auf der höchsten Wolkenburg des Höcklerberges wohnen darf.

Wo der holperige Geisselkarrweg in die Merzengasse einmündet, steht die Strehler-Vrene, wartend, lauend. Sie ist bis an den Hals hinauf mit Kram und Klatsch geladen, so dass sie kaum weiss, wo anfangen, um ihr Stankzeug loszuwerden.

Zuerst kommt der Jakob Gmelin an die Reihe, der Figuren-Gmeeli, wie er für gewöhnlich heisst. «Der Bodenaff hat auf dem Kirschbaum bei seinem Hause einen Butz anbringen wollen, oder eine ‚Figur‘, wie er diese Kreaturen nennt. Denkt euch: einen Butz – jetzt, wo noch kaum ein Blütlein aufgegangen ist! Dumm, wie er schon auf die Welt kam, hat's ihn richtig herunterge-

hauen und er hat den rechten Fuss verkegelt, hähä. Hätt' ihm noch mehr gehört, dem Eiterzahn. Nur dafür schon, dass er dem Ferdi Steiger vor Jahr und Tag einen Wurm ins Ohr gesetzt, als der mein Stiefkind, die Susanne, hat heiraten wollen. Jetzt muss ich die missratene Pflungge noch heute im Hause haben und mir von ihr den Gallensack ausquetschen lassen.»

Im gleichen Atemzug fällt die Vrene wie ein Drach' über die Else Hofer her: «Ein sauberes Früchtlein, hähä! Hätt' ich schon voraussagen können, als es noch mit dem Schultäfelchen an mir vorbeiging und die Zunge gegen mich herausstreckte. Meint die Rotznas, sie wär zu gut gewesen, in Siebengrüt Bauernarbeit zu verrichten? Beim Metzger Lärch in Jonenbruck ist's ihr natürlich kurzweiliger vorgekommen. Immer das Spitzenschösslein an und zutunlich Mannenvolk am Wirtstisch, hähä. Der Metzgerbursch, den sie dumm gemacht hat, ist jetzt richtig über alle Berge und sie mag sehen, wie sie aus dem Teig herauskommt, hähä. So ist's halt leider Gottes jetzt in Siebenacker. In meinen Jahren haben die jungen Mädchen geschafft und sich recht aufgeführt.»

Die Wägisserin tut kein Wort dazu. Sie hält die Hände ihrer Kinder fester umspannt, wie um sie vor der neben ihr herwandelnden Bosheit zu schützen. Elsbeth hat dem Märchen nachgesponnen und sagt jetzt treuherzig: «Gelt Mutter, wenn ich dann gross bin, werden die jungen Maitlein auch wieder brav sein.»

Aus «Die Frauen von Siebenacker», Volksverlag Elgg, 1. Kapitel, S. 13–28

## Mädeli

Vom Helghofer Jakob Frehner wird niemand behaupten wollen, dass er ein Gemütsmensch sei; doch auch die trockenste Rechnerseele kann je und je einmal ihre empfindsame Stunde haben. Als ich, von einem Waldgang heimkehrend, den Frehner am vergangenen Sonntag von weitem neben seinem Holzacker auf einem gefällten Birnbaumstamme sitzen sah, während er sonst um diese Zeit regelmässig in der «Ilge» Karten klopfte, da wusste ich ohne weiteres, dass dem Alten irgend etwas über die Leber gekrochen war.

Die ersten Maitage hatten zwar unser weltentrücktes Tälchen wieder einmal in einen Wonnegarten verwandelt. Alle Bäume prangten im Blust. Während sie so in der Sonne standen und ganz still, ja fast ungläubig ihre eigene Pracht bestaunten, trugen die fetten Kleewiesen ihre aus gelben Butterblumen gewirkten Goldmäntel mit grenzenlosem Hochmut zur Schau. Aus derlei selbstverständlichen Dingen pflegte der Helghofer sich indes für gewöhnlich wenig zu machen. «Das Blust springt mir nicht fort,» war seine Redensart. «Das kann ich mir die ganze Woche lang beim Karsten und Krampfen bis zum Verleiden ansehen, es lampet mir in die Augen hinein; jedoch einen währschaften Kreuzjass, den gib'ts nur am Sonntag.»

So kam mich denn eine kleine Neugier an, ich bog in einen andern Feldweg ein, um an Frehner vorbeizukommen. «Schön Wetter!» sagte ich, indem ich neben ihm stillstand und mir eine Pfeife ansteckte.

«Dem Wetter kann man nichts tun,» erwiderte er trocken; in seinem Wesen und im Ton seiner Stimme lag eine leise Abwehr, was mich aber nicht hinderte, mit einer kleinen Ausrede neben ihn hinzusitzen. Ob der Stamm da noch zu kaufen wäre?

Er verneinte mit kleinem Kopfschütteln. Wir sprachen so nebenhin ein paar Worte über die Holzpreise; die Unterhaltung kam jedoch bald ins Stocken. Nach einer längeren Pause, während ich bereits ans Weitergehen dachte, nahm der Helghofer unerwartet das Wort.

«Du denkst gewiss bei dir: Warum hockt der jetzt da in der Einöde wie ein Ölgötze wo er doch sonst mit dem Sonntag Gescheiteres anzufangen weiss?»

«Ein Feldgang ist nicht das Ungeradeste, was man um diese Zeit machen kann,» gab ich zurück.

Der Alte zog die Achseln ein wenig in die Höhe und liess sie wieder fallen. «Ich habe das närrische Wesen schon manchmal gesehen. Hä, wenn man bald fünfundsiebzig ist. Und der Kuckuck kann mir auch nichts mehr prophezeien. Kommt zu spät. – Nein, wenn ich die Wahrheit sagen will: ich hab den Gang meiner Frau selig zulieb gemacht. Ist eigentlich dumm von mir gewesen; es nützt ja jetzt doch nichts mehr.»

Er schwieg eine Weile, dann fügte er gelassen hinzu: «Da, auf dem Acker ist es gewesen, wo sie der Schlag gerührt hat. Beim Erdäpfelaushacken. Dort an dem Apfelbäumchen hat sie sich zuerst festhalten wollen. Fast wäre sie auf jenen Markstein gefallen. Es wird jetzt grad ein halbes Jahr her sein.»

Ich war mit einem wohlfeilen Trostwort bei der Hand. «Die Mäde hat einen leichten Tod gehabt. Wie

viele, die Monate und Jahre lang krank im Bett liegen, haben sie darum beneidet.»

«Das schon,» gab er zu. «Aber die andern, die zurückbleiben müssen? Wenn es halt einesmals aus ist und man sich nichts, gar nichts mehr sagen kann?»

Ich sah, dass ihm das Wasser in den Augen stand; doch bald rappelte er sich ein wenig auf. «Du weisst, ich bin sonst nicht so einer. In der Welt, so wie ich sie kenne, sind die Wehleidigen noch nie weit gekommen. Aber die Mäde hat mir halt doch geholfen, wie kaum eine Zweite ihrem Mann geholfen hat. Mit keiner andern hätt' ich es so weit gebracht. Ist das nichts zu rechnen?»

Er fing nun den Hergang des Falles regelrecht zu schildern an: Ich hab' eigentlich an jenem Nachmittag allein aufs Feld gehen wollen. Sie rief mir durchs Küchenfenster zu, sie wolle gern auch nachkommen, es wäre schad um den schönen Tag. Ich solle ihren Karst mitnehmen.

Wir haben dann etwa eine Stunde lang nebeneinander geschafft. Obschon sie nur drei Jahre jünger war als ich, ist sie noch gut aufeinander gewesen, sie hat zugehauen wie manche Junge. Weil der Boden schön trocken war, rollten die Knollen sauber, fast wie gewaschen aus der Erde heraus. Einmal hab' ich eine aus Unachtsamkeit am Karstzinken aufgespiesst. «Wie schad,» sagt die Mäde neben mir.« «Vielleicht meint der Erdapfel jetzt gar, man verachte ihn.»

Nicht grad' in bester Laune geb' ich ihr heraus: «Ich hab schon mehr Erdäpfel ausgetan als du!» Ja, so sackgrob hab' ich sie angeschnauzt. Und ist das dann für sie mein letztes Wort gewesen, sie hat es mit in den Tod genommen.

Nicht dass es etwa gleich mit ihr aus gewesen wäre nach dem Anfall. O nein, Gedanken hat sie noch gehabt, aber die Rede halt, die Rede ist ihr verschlagen gewesen. Und hat doch noch etwas aus ihr heraus gewollt! Immer wieder hat sie den Mund aufgemacht, hat die Lippen bewegt und mit den Augen gebettelt, wie wenn es um ihre Seligkeit ginge. Ich weiss schon, was sie hat sagen wollen, ganz genau weiss ich es. Ist mir nachher eingefallen – nachher, nachher! Als sie tot auf dem Wägelchen lag.

Während wir auf altvertrauten Flurwegen gemächlich dem Dorfe zuwanderten, fing der Frehner nochmals von seinen Sachen an und erzählte mir in seiner trockenen Art manches, das mir aus seinem Munde wunderlich vorkam.

Es ist ja bei uns alles den rechten Weg gegangen, hub er gelassen an. Da soll mir keiner kommen und das Gegenteil behaupten. Aber das zweite Mal, wenn man wieder auf die Welt käme, würde man doch dies und jenes anders machen. Der Verstand kommt einem meistens erst, wenn's zu spät ist.

Wie wir zusammengekommen sind, das Mädeli und ich, das kannst du ja nach deinen Jahren nicht wissen. Mein erster Schatz ist sie nicht gewesen. Sie hat, wie man sagt, nicht «gezogen». Der Leberfleck auf ihrer rechten Wange hat sie als Mädchen viel stärker entstellt als später, wo er ja sozusagen ganz erloschen ist. Von der Schlimmäugigkeit vieler andern, die einen mit kleinen Künsten dumm machen können, hat sie nichts an sich gehabt. Wenn man an ihr vorbeiging und sie beim Grüssen ansah, war es oft, als wollte sie sich ganz hinter sich

selber verbergen. «Was willst du mit deinen Augen? Du meinst ja doch nur meinen Fehler ...»

So ein Aff war ich nun doch nicht, dass ich nur den an ihr gesehen hätte. Ich gab mir oft heimlich Mühe, den roten Fleck wegzudenken. Wenn mir das etwa auf Augenblicke gelang, dann vermochte ich sogar meinen Nachbarn, den Wagner Zeerli, halbwegs zu verstehen, der einmal im vollen Ernst zu mir sagte: «Wenn ich noch einmal ledig würde, so wollte ich die Einfältigkeit ab danken und das Mädeli fragen. Es muss manche treue Seele darben, weil sie ein schäbiges Röcklein anhat.»

Ja – und dann halt das Geld! Ihr Götti Spillmann, in dessen Haus die Mäde als Waisenkind aufgewachsen, war ihr 9000 Franken schuldig, zu denen mit jedem Martinitag der Zins kam. Auf unserem Helghöflein dagegen war es damals noch recht mager bestellt. Mein Vater sah nicht zum Rechten; sein Spruch war: «Sparen ist ein Blödsinn, wenn man doch zu nichts kommt.»

Item, ich fing an, der Sache gründlich nachzudenken. Eine aus dem Unterdorf – sie hatte ungefähr soviel wie ich, nämlich nichts – hat es meiner Vernunft anfänglich sauer gemacht. Dass ich am Ende doch um die Rosi Egger herumkam, daran waren etliche Tänze schuld, die ich an einem Kilbiabend in Gehren mit dem Mädeli machte, nur weil mir der Schorenkarli, der jetzt im Asyl ist und an Krücken geht, bei der Rosi zugekommen war.

Während des Tanzens hat mir Mädeli auf sehr wunderliche Weise etwas bekannt. Ich bin nie ganz dahintergekommen, wie sie es angestellt hat. Nicht etwa mit wohlfeiler Zutunlichkeit, bewahre! Die Hexerei, mit der sie's mir angetan hat, ist allweg ihr heimliches Gern-

haben gewesen, von dem ich vorher nicht eine Ahnung gehabt. Es war just, als ob ihre Seele der meinen ein paar Wörtchen hätte zuflüstern können, scheu, ungesehen, wie ein kleines Waldvögelein im Laube singt.

Ich begleitete sie heim; es war dunkel wie in einem Apfelschnitztroge bei Nacht. Wie sie so neben mir hergeht – das kleine Wunder von vorhin hat mir immer noch ein wenig zu tun gegeben –, frag' ich sie kurz und eben, ein bisschen trocken auch, wie ich immer gewesen bin, ob es ihr eigentlich recht wäre, wenn wir zwei von heute an miteinander gingen? Ich darf sagen, ich hab' während des Fragens nicht mit einem schmalen Nebengedanken das Geldlein gemeint, nein, es ist einfach so über mich gekommen: das ist die Rechte, Schönheit hin oder her!

Sie hat mich eine gute Zeit ohne Antwort gelassen. Ich wiederhole meine Frage: «Sag' mir, was du dazu meinst.»

Kaum sind diese Worte heraus, so fällt es mir wie ein Steingewicht aufs Herz: Es geht um unser beider Leben, um meines und um das ihrige! Zwei Dinge gaukelten im Dunkel der Nacht vor meinen Augen hin und her: das Muttermal auf ihrem Gesicht und ein Säcklein mit einer schönen runden Zahl darauf...

Nun hält sie mit Gehen inne, und ich muss den Schritt auch anhalten. Sie schmiegt sich leicht an mich an; nur ganz sachte, aber das ist wieder die einfältige, verschwiegene Innigkeit, wie vorhin beim Tanzen. Jetzt hab' ich ganz alles gewusst. Sie hat sich nicht verstellt.

«Es ist mir wind und weh,» flüstert sie beklommen. «Ich möchte dir mit grossen Freuden ja sagen. Aber ich sage nein.» Und plötzlich schlingt sie beide Arme um

meinen Hals und sagt unter heftigem Weinen: «Mich kann ja nie einer gern haben. Du auch nicht!»

«Ich hab' dich aber gern!»

«Ja – jetzt, wo's dunkel ist, meinst du das vielleicht.»

Ich drücke sie fest an mich. «Nein, ich meine es nicht bloss, Mädeli.» Und ich bin wirklich in jenem Augenblick der redlichste Mensch der Welt gewesen. Auch nachher noch, wenn wir auf dem Heimweg manchmal stillstanden und uns herzten und küssten, wie man das in jungen Jahren so tut, wenn man nichts Gescheiteres weiss.

Einmal, mitten im Gehen, lachte sie klingelhell heraus. «Jetzt bin ich doch einmal für ein Stündchen eine Braut gewesen!» Dann war sie handkehrum wieder traurig. «Am Morgen musst du von allem nichts mehr wissen! Oder doch so: du darfst dich noch zehnmal, noch hundertmal besinnen. Wer wird denn mich nehmen!»

Wir sind an jenem Abend manche liebe Stunde in Spillmanns Stube beisammengeblieben. Unsere junge Zeit war auch mit dabei; sie hat uns so beraten, wie das uns just am allerbesten gefiel. Das Liebsein und die Willfähigkeit standen dem Mädeli wunderbarlich an. Es war, als sei uns dieser gute Abend von aller Zeit her vorausbestimmt und zubeschieden gewesen. Beim Abschiednehmen hing sie sich zitternd an mich: «Am Morgen reut es dich!...» Und ich mache darauf den rohen Spass «Gäll, jetzt hast du gemeint, es könnte dich keiner gern haben!»

Ja, es reute mich am Morgen. Zu innerst in meinem Herzen verbarg sich zwar ein lieber Dank. Auf Augenblicke fand ich das Leben jetzt viel, viel schöner als vordem, wo ich noch zu wenig von ihm gewusst. Aber der

Verstand sagte kalt zu mir: So etwas! Jetzt kannst du dich nicht mehr besinnen!...

Ich stellte mir mit geringem Behagen vor, was die Leute dazu sagen würden. Ich stellte mir vor, wie mir der Schleck bekommen würde, die Mäde meinen auswärtigen Verwandten als meine Zukünftige vorzeigen zu müssen. Auch an Rosi dachte ich, und nicht mit den besten Wünschen. Wenn sich die nur nicht so verliebt an den Kari gehängt hätte!

Mädeli ging gegen Mittag mit Rechen und Gabel am Helghöflein vorbei. Ihr Mal leuchtete von weitem. Ich versteckte mich in der Fensterecke und sah ihr dann verstohlen nach. Als ich sie so unter den schwerbeladenen Apfelbäumen den Ackerweg hinausschreiten sah – fast wie eine Verlorene kam sie mir vor –, da fasste mich ein Erbarmen an. Ich ging ihr nach und holte sie bald ein.

«Mädeli – soll ich nicht heute abend mit deinem Götti reden?»

Sie verneinte mit leisem Kopfschütteln. An mir vorbeisehend, sagte sie mit seltsamer Gelassenheit: «Wart' nur noch ein wenig; vielleicht... Und auch im andern Fall: ich nehm' alles auf mich. Ich bin schuld.»

Da behagte es mir, mich in die Brust zu werfen und den Grossen zu spielen. «Mädeli – du darfst nicht einen Tag in der Angst leben! Das leid' ich nicht! Meinst du, ich sei bloss so einer?»

Auf ‹Muss› warten  
Bringt Nesseln in Liebesgarten.»

Das hat sie gern gehört. Sie hat mir unter Tränen Dank gelächelt. Und ich hab' bei mir gedacht: Was bist du für

ein feiner Kerl! Ich meinte gar, ich habe sie aus dem Brunnen gezogen.

Wenige Tage darauf haben wir dann die Ringe gewechselt. Die Welt ist nicht auf den Kopf gestanden. Wir haben alles schön hinter uns gebracht, Sauer und Süß. Des Süßen ist mehr gewesen. Nicht nur konnte ich die Mäde in ihrem Tun richtig gern haben, nein, es kam mir auch als eine Herrensache vor, dass ich nun der Gefahr entronnen war, in einer schwachen Stunde irgendeine Narretei zu machen, um dann nachher für alle Zeiten den Habenichts spielen zu müssen.

An ihren Fehler hab' ich mich über Erwarten bald gewöhnt und mir nicht mehr viel daraus gemacht. Sie hat auch insgeheim darauf gehalten, das Mal wie eine kleine Sünde vor mir zu verbergen. Wenn wir zusammen waren, ging oder sass sie immer zu meiner Linken, und ich fand das klug und recht von ihr; denn die Augen konnten sich auf die Art viel eher an ihr wohltun. Einmal hat sie mich, indem sie den Leberfleck unauffällig mit der Hand verdeckte, so recht aus dem Herzen heraus angeschaut: «Du – sag' mir's jetzt doch einmal im Ernst: ist dein Schatz nicht doch ein bisschen – ein ganz klein wenig hübsch?...» Ich Stock geb ihr zur Antwort: «O, für mich bist du lang schön genug! Von der Schönheit hat ja überhaupt niemand gegessen.» Hat sie das Näschen gerümpft und eine zeitlang nicht viel hören lassen.

Alles in allem, wir sind einig und recht miteinander gewesen; aber so richtig zum Brennen ist es bei mir halt doch nicht gekommen. Die Mäde hatte das wohl gemerkt, und es hat ihr manchmal weh getan, wenn ich mit ihren kleinen Zärtlichkeiten nichts anzufangen wusste.

«Sag, Mädeli! Mä-de-li!» hat sie öfters bei mir gebettelt. «Halt wie damals nach der Kirchweih musst du es sagen! Ich hör' es halt so gern von dir!»

Auch als Eheleute haben wir ein ernsthaftes und ordentliches Leben geführt. Wohl hat mich in der ersten Zeit etwa auf Augenblicke der Teufel geritten, und ich habe an die Andere gedacht. Wenn die statt ihrer neben mir läge! Wenn ich sie so in richtiger blinden Verschosenseheit an mich reissen und ihrer Fülle Herr sein dürfte. Allein im Ernst und bei wachen Sinnen hab' ich mir die Sach' nie anders gewünscht. O, die Mäde war denn doch zehnmal mehr nutz! Alles kann man auf der Welt nicht haben, sagte ich mir. Sie hat mir ihr Geldlein in die Hand gegeben und ich hab' es ohne Dank genommen. Es verstand sich ja alles von selber. Ich habe zur günstigsten Zeit Boden kaufen und das Helghöflein zu etwas Rechem machen können. Buben haben wir gekriegt, drei Buben, wie auf einem Nussbaum gewachsen. Jedesmal hat sie in grossen Ängsten gelebt, das Kind möchte ihren Fehler erben. Ich sprach ihr dann zu, so gut ich das halt mit meinem groben Verstand fertig brachte: «Mach dir doch wegen der Lumperei keine Gedanken! Wenn sonst nichts ungrad herauskommt, so schickt man sich. Hast du nicht doch einen Mann bekommen?»

Auf solche dumme Reden hat die Mäde immer geschwiegen. Aber ich habe ihr Stillsein schon auszulegen gewusst: nur einzig ihrem Mal hat sie schuld gegeben, dass ich so recht als ein hölzerner Heiland neben ihr hertrampelte und manches ihrer kleinen Wünschlein als einfältig belächelte, dass ich am Sonntag zum Jass ging, statt mit ihr einen Spaziergang über die Felder zu

machen, worum sie mich zu manchen Malen innig bat. Im Anfang hat es ihr auch nicht in den Kopf gewollt, von mir mit «Mäde» gerufen zu werden. «Sag doch Mädeli, wie vorher, gäll!» Ich hab ihr den kleinen Gefallen nicht getan. «Du bist jetzt eine Frau und kein Mädeli mehr.» Wenn sie etwa vor dem Einschlafen mit der Hand nach meiner Stirne tastete und mir das schweissige Haar zurückstrich, so ist das ein ungestillter Hunger gewesen. Wie wenn dich ein verschupfter Hund mit der Schnauze stupft. Ich Tropf hab' mir manchmal einfallen lassen, sie meine etwas anderes.

Manch schönes Stücklein Geld hat sie sich vom Munde abgespart und es den Quacksalbern angehängt in der grossen Hoffnung, von ihrem Bresten frei zu werden. Ganz ernsthaft ist sie zu einer Zeit darauf versessen gewesen.

«Reut dich das Geld nicht?» hab' ich sie einmal gefragt. «Nein, es reut mich nicht!» gibt sie ganz beherzt zurück. «Wenn ich es zuweg bringe, so geht ein anderes Leben an.»

Ich hab' ihren schönen Glauben mit Grinsen umgebracht. «O – dir träumt es allweg immer noch vom Liebeln und vom Süssholzraspeln! Notwendiger ist es wohl doch, das heisst, wenn man auf einen grünen Zweig kommen will, dass man studiert, wie die Arbeit einzuteilen sei, und wie man im Stall zur richtigen Zeit losschlägt und neue Ware zukauf. Ist denn etwas nicht recht zwischen uns? Haben wir nicht Kinder aufgestellt?»

So hat sie nach wie vor mit allem allein fertig werden müssen, auch mit ihrer grossen Wunderlichkeit. Sie hat sich mit der Weile ganz hinter ihr schweigendes Schaffen

und Sorgen versteckt, gleich wie der Schnecke, dem ein Schlingel die Hörnchen abgezwickt hat.

Aber ihr grosses Gutmeinen ist darum nicht erloschen gewesen. Unsere Nachbarin, dem Zeerli seine, hat in ihrem Garten eine besonders schöne Sorte von geflammten Tulpen gehabt, die allen Leuten und auch mir sehr in die Augen stachen. Die Mäde gab sich alle erdenkliche Mühe, auch solche Tulpen aufzutreiben, nur mir zulieb. Weil ihr das beim besten Willen nicht gelang, was tat sie in der Not? Sie hat der Zeerlin bei Nacht und Nebel drei Zwiebeln aus ihrem Garten gemaust. Ja, das hat sie gemacht, auf die Gefahr hin, von der giftigen Frau als Schelmin verschrien zu werden. Als die drei Tulpen das erste Mal vor unserm Stubenfenster in Blüte standen und sich vor Überhebung kaum schicken konnten, hab' ich zu meiner Frau gesagt: «Ganz so schön wie der Zeerlin ihre sind sie halt doch noch nicht...»

Den vierzigsten Jahrestag unserer Hochzeit haben wir mit einem ordentlichen Schmaus gefeiert. So etwas darf man sich wohl erlauben, wenn einem alles so überaus gut gelungen ist. Ein Krüglein Wein ist auch auf dem Tisch gestanden, Meine Frau hat rote Bäcklein bekommen. An das Mal hat damals wirklich kein Mensch mehr gedacht; es ist ja auch zu jener Zeit fast nicht mehr sichtbar gewesen.

«Heut könntest du mir aber wohl wieder einmal Mädeli sagen,» hat sie mich gebeten. Was geb' ich ihr darauf zurück? «Jetzt kommst du wahrhaftig noch einmal mit dem Blödsinn daher! Du alte Mäde du!»

Zwölf Jahre sind wir von da ab noch beieinander gewesen. Eine lange Zeit, Mir scheint, sie sei wie ein

Hauch vorbeigegangen. Was für ein Wünschlein die Mäde in ihrer letzten Not noch hat wollen laut werden lassen, das wirst du mich nun wohl nicht mehr fragen. –

Damit schwieg der Alte. Unsere Wege führten uns bald auseinander. Er strebte dem nahen Wirtshaus zur Ilge zu, durch dessen offene Fenster Gelächter und Kartenklopfen herübertönten «D'Stock!» meldete soeben einer mit überlaut krähender Stimme.

Am Friedhofe vorbeigehend stand ich einen Augenblick still. Auf einem der neueren Gräber ganz nahe der Strasse blühten ein paar prächtige geflammte Tulpen. Auf dem Stein war in Goldbuchstaben zu lesen: Mädeli Frehner, geb. Stoll. Gott mit ihr.

Aus «Der Kampf mit dem Leben», Erzählungen, L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1927, S. 91–109

## Der Marktgang

Auch ob kleinen Sorgenwegen  
Schwebt der unsichtbare Segen,  
Jeder Schritt bedeutet Finden,  
Und wenn deine Jahre schwinden,  
Nimmst du erst mit Staunen wahr,  
Dass kein Tag verloren war.

Nochmals möchtest du durchschreiten  
All die Gässlein, all die Weiten,  
Stiller möchtest du dich freuen,  
Treuer deinen Kreis betreuen.  
Lächelnd gibt dir Gott die Hand:  
Pilgrim, suche *neues* Land!

Früh um drei Uhr klopfte die Mutter an meine Kammer-  
türe. Ich brauchte mich nicht lang zu besinnen. «Ja, ich  
komme!» Schon seit einer halben Stunde hatte ich wach  
im Bette gelegen, horchend, zagend: wird man mich  
rufen – oder wird der Vater nichts wissen wollen? ... Ich  
hatte ihn wohl die Stiege hinabgehen hören, obschon die  
zwei obersten Tritte weniger laut knarrten als sonst. Viel-  
leicht trat er absichtlich so leise auf, um nachher sagen  
zu können, man habe mich nicht gern vor der Zeit aus  
dem Schlaf nehmen mögen. Und ungerufen aufzusteh-  
en, hätte ich nicht gewagt; denn wenn mich der Vater  
nicht zum Marktgang nach Diessenhofen mitnehmen  
wollte, wollte er eben nicht. Er war seit dem Tage, da wir  
den Ochsen Schäck schlachten mussten, fast unheimlich

einsilbig gewesen. Nur die Mutter hatte mir verstohlen Hoffnung gemacht.

Warum der Vater studierte, das wusste ich nur zu gut: es war die Sorge um das Geld. Der gefallene Ochse hatte nicht einmal soviel abgetragen, wie er vor einem halben Jahr gekostet. Gleich am ersten Morgen, als das Tier umstand, hatte der Vater behauptet: «Der Schäck hat Eisen bei sich. Man braucht ihm nur auf die Augen zu sehen.» Auch der Viehdoktor Fründ hatte zur Schlachtung geraten. Damals hätte es noch wenig Verlust gegeben. Aber der Beerli im Neugut, der bei der Kommission das grosse Wort führte, war der Meinung, metzgen könne man immer noch, metzgen sei das Letzte. Er wusste ein ganzes Dutzend von Fällen aufzuzählen, wo ein Stück Vieh, das genau so dagestanden, in zwei, drei Tagen die Störung glatt überhauen habe. Das «Stierli» habe sich nur überfressen. Mich hatte der Beerli damals am meisten dadurch geärgert, dass er den Schäck, der doch mit dem viel kleineren Bläss zusammen ein starkes Fuder Mist aus der Grube zog, fortwährend verächtlich ein «Stierli» nannte.

Drunten in der Stube stand schon die zinnerne Kaffeekanne auf dem Tisch, im gelben Hafen mit den schwarzen Ringen dampfte die Milch, und die unvermeidlichen gerösteten Kartoffeln dufteten so verlockend wie nur je. Der Vater löffelte gelassen und sagte sein Gutentag, wie wenn gar nichts Besonderes wäre. Ihm gegenüber, an dem Platz, auf dem sonst das geblümete Kaffeeschüsselchen meiner ältesten Schwester stand, lag das Geld bereit, wohlgezählt und sorgfältig auf geschichtet: der Erlös für die Haut und für das noch geniessbare

Fleisch des geschlachteten Ochsen. Auf einer zusammengefalteten Banknote standen vier Türmchen aus Fünffrankenstücken, deren eines aber um mehr als die Hälfte niedriger war als die übrigen. Gleichsam als Entschuldigung oder Aufklärung lag auf diesem zurückgebliebenen Türmchen das halbzerfressene Stück Eisenblech, das dem armen Schäck zum Verhängnis geworden war, indem es sich, durch einen unglücklichen Zufall in sein Futter gelangt, nach und nach durch die Wand des Blättermagens gebohrt hatte.

Mitten im Essen langte der Vater über den Tisch weg und hielt die linke Hand flach über die Silbertürmchen hin. «Wenn's da *eben* wäre, ginge ich gern zu Markt. Aber so – da wollte ich schon lieber daheim eichene Stöcke spalten.»

Die Mutter suchte ihn zu ermutigen, «Verzagt' Herz hat kein Glück,» sagte sie. «Wer den *Glauben* behält, dem kann's immer zu einem Schick langen.»

«Für zweiundzwanzig Napolion<sup>\*)</sup> kauft man einen *Ratz*, aber keinen Stier, wie der Schäck einer war! *Jetzt*, vor der Heuet, wo das Zugvieh am rarsten ist!»

Er wies mit einer verächtlichen Handbewegung nach dem Geldlein hinüber. «Das, was da liegt, ist gar kein Geld! Soll mir einer kommen und sagen, dass das Geld sei! Vierhundertvierzig Fränklein! Mit so viel kann ich auf dem Markt dastehen, wie ein Torenbub! Zum Fehlen müssten es sechzig mehr sein! Und so viel hätt' *ich* jetzt im Sack, so gut wie einen Rappen, wenn der Beerli nicht

<sup>\*)</sup> Beim Viehhandel rechnete man damals meistens mit dem Zwanzigfrankenstück, im Volksmund «Napoleon» oder Napolion» geheissen.

den Schlechten gemacht und die Schlachtung hinausgezogen hätte.»

Damit versorgte er Note und Silberstücke, immerhin mit viel Sorgfalt und Umständlichkeit, in der zerknitterten Schweinsblase, die nur an Markttagen in die Erscheinung trat, und versäumte auch nicht, das scharfgezahnte Blechstücklein zu sich zu stecken. «Du darfst schon gehörig futtern,» sagte er nebenbei zu mir, «wir haben nahezu vier Stunden zu gehen.»

Es war ein klarer Frühsommernorgen. Am Wiesensbord neben der Strasse blühten die Lichtnelken, daneben meine besonderen Lieblinge, die zartgestielten Glockenblumen und die helläugigen Margriten. Ich hörte, dass fern über den Mooswiesen eine Lerche trillerte. Dabei sah ich zwischen den Blumen und Honiggräsern und auf den Strassensteinen vor mir immer zwei Zahlen hin- und hergaukeln: 22 und 25.

Während wir auf dem schmalen Schulweg in den Hangetenwald einbogen, kam mir der mit Fichtennadeln übersäte Pfad in der Morgenfrühe ganz neu und fremd vor. Es fiel mir ein, dass unsere Klasse heut den Aufsatz über Hans Waldmann schreiben müsse und ich empfand etwas wie Reue darüber, die Geschichte gestern abend noch viermal durchgelesen zu haben.

Der Hochwald widerhallte vom Morgenkonzert der Vögel. Das war ein Zirpen, Schreien und Jubilieren, wie ich es kaum je gehört hatte. «Gäll, die machen einen Spektakel,» sagte mein Vater. «Manchmal hört man so etwas gern, manchmal nicht.» Aus einem lauschi-gen Buchengebüsch kam immerfort der Ruf: «Z'wänig, z'wänig, z'wänig!» Und als ich den boshaften Piepser

durch einen Steinwurf aufgeschreckt hatte, klang es auf der andern Seite von einem Tannenwipfel herab: «'s langt niid, ,s langt niid!»

Der Vater schien diese Neckereien überhört zu haben. Er trug den Kopf vornübergeneigt und spann an seinen Gedanken. «Wenn sie halt nur brav Schwabenstiere hereinbringen heut,» sagte er im Gehen halb zu sich selber. «Die sind schon ans Joch gewöhnt, wenn sie noch unterm Tisch durchspringen könnten.» Ich las aus dieser kurzen Bemerkung den grossen Trost einer entfernten Glücksmöglichkeit heraus, den ich während der ganzen Reise nicht mehr aus dem Herzen liess. Der Sommermorgen war mit eins viel heller und frohmütiger geworden.

Unterhalb Kirchdorf holten uns mehrere Männer ein. Bauern aus anderen Höfen und Weilern unserer Gemeinde, die ebenfalls dem fernen Marktstädtchen am Rhein zustrebten. Der Beerli von Neugut war bei ihnen und der Unterhofer, der keinen Viehmarkt in erreichbarer Nähe versäumte, auf die Gefahr hin, die verlorene Zeit durch Nacharbeit wieder einbringen zu müssen. Er hatte den unvermeidlichen Schwarzdornstecken bei sich, wie immer, wenn er zu Markte ging. Da dieser fast so lang war, als das kurze Männlein selber, so musste er den linken Arm beim Gehen immer komisch ausgestreckt halten; die am Steckenknäuf sitzende Hand befand sich ungefähr auf Schulterhöhe.

Die Marktgänger sprachen allerlei über Handel und Wandel und stritten darüber hin und her, ob der Markt gut oder schlecht sein werde. «Um *die* Zeit, wenn so der Heuet vor dem Loch ist, gelten Faselstiere immer zwei, drei Napolion mehr als sonst,» sagte der Unterhofer, der

es ja wissen musste. «Aber für fünf- oder sechshundfünfzig will ich heut doch ein anständiges Paar einhandeln,» fügte er guten Mutes hinzu.

Mein Vater stiess mich bei diesen Worten leise mit dem Ellbogen an, sagte aber nichts. Nach einer Weile zog er das mir wohlbekannte Blechstück aus der Westentasche und reichte es dem neben ihm schreitenden Beerli hin. «Ich hab' dir da ein Andenken mitgebracht, wenn es dir Freude macht. *Das* sind dann die gescheiten Vorsteher, die immer erst metzgen wollen, wenn man die Hälfte Fleisch unter den Boden tun muss.»

Der Beerli drehte das Angebinde verlegen zwischen den Fingern, um es dann plötzlich in weitem Bogen in die Äcker hinauszuerwerfen. «Kauf' du mir das nächstmal eine Brille, mit der man durch die Haut und die Rippen hindurch bis in des Teufels Namenbüchlein hinein sieht!» schimpfte er beleidigt. «Überhaupt, wer sich für die Gemeinde aufopfert, der hat noch nie auf Dank rechnen können.»

«Viele meinen freilich mehr ihren *Geldsäckel*, als die Gemeinde,» gab mein Vater anzüglich zurück. Während die andern lachten und sich beifällig zunickten, führte er sich wohlgefällig eine Prise zu Gemüt. Ich freute mich innerlich darüber, dass er es dem Beerli so gut gegeben, und es schien mir nachher, als ob des Vaters Laune sich unversehens auch ein wenig gebessert hätte.

Der kleine Zwischenfall war bald wieder vergessen. Dafür sorgte schon der Unterhofer, der immer etwas zu schwatzen wusste und der es sich auch angelegen sein liess, jeden Bauersmann, der am Wege Klee mähte, jedes

Knechtlein, das sein Vieh am Brunnen tränkte, mit irgendeinem Scherzwort anzureden. Die Leute kannten ihn schon von weitem und hielten mit der Arbeit inne. «Das Steckenmandli kommt wieder,» hiess es etwa, wenn zwei beieinander standen. «Ohne den könnten sie in Diessenhofen keinen Markt abhalten.» «Vorsingen muss ich,» bestätigte der Unterhofer dann jedesmal wohlbeschlagen, «vorsingen muss ich auf dem Saumarkt, seitdem euer Schulmeister dort beim Aufladen verwechselt worden ist – halt weil er zufällig einmal keine Krawatte angehabt hat!» Den jungen Mädchen gegenüber war er besonders aufgeräumt und zu allerlei Neckereien bereit. Alle ohne Ausnahme redete er mit «Jungfer Braut» an. «Auf die Art hab' ich bei allen gut Wetter,» behauptet er. «Die es noch nicht sind, wären's gern, und die es sind, hören's gern.» In der Regel eröffnete er die Unterhaltung mit irgendeiner verfänglichen Frage. Ob der Hochzeiter gestern wieder länger als sonst geblieben sei, oder ob der Jungfer Braut nun wirklich geglaubt habe, das Heiratspeln werde auf den Winter verboten? Wenn ein Mädchen gegen seine Anrede Verwahrung einlegte, so schwor er sich, für einen treuen Blick wolle er ihr Zeug zu einem Mann vom Markt mit heimbringen. Wurde eine rot und verlegen, so entschied er nachher, das sei keine von der Lätzen gewesen, die würde er seinem eigenen Sohn anraten, wenn er einen hätte. Aber auch die Beherzten und Zungenfertigen waren seines Wohlwollens sicher. Hatte ihn eine mit blanken Worten ausbezahlt, so pflegte er ihr rund heraus zu sagen, sie wäre ihm nun wirklich noch lange nicht die einunddreissigste, wenn er noch

einmal in den Fall kommen müsste. Denn beim Weibervolk sehe er das Haar lieber auf den Zähnen als auf dem Nasenzipfel.

Manchmal vergass er sich beim Schwatzen so, dass er eine ganze Strecke hinter den andern zurückblieb und gehörig mit seinem Schwarzdornstecken ausholen musste, um uns wieder zu erreichen. «Wir sind auch einmal jung gewesen,» pflegte er dann gewöhnlich wie als Entschuldigung vorzubringen; «aber so jung, wie die Maitlein *heutzutage* sind – nein, das hat's früher nicht gegeben.»

Der Unterhofer wusste auch von jedem Dorf und Weiler, durch den uns der Weg führte, irgendein Schildbürgerstücklein zu erzählen. Von den Hirswangern behauptete er, dass es bei ihnen früher einmal verboten gewesen sei, einen Tisch abzuwaschen. Man esse ja *wieder*. Weil daneben das Gemeindeoberhaupt keine Fliege in der Suppe sehen konnte, ohne in Ohnmacht zu fallen, so habe man einmal, um diese Schmarotzer abzuhalten, von Gemeindswegen einen zehn Fuss hohen Drahtzaun rings um das Dorf erstellt, freilich ohne den gewünschten Erfolg.

Den Weinbauern von Stirnhalden redete der Unterhofer nach, bei ihnen sei ein alter Aberglaube daheim, nach dem der Wein an ihren Rebenhängen bloss so lang gedeihen könne, als in ihrem Wirtshaus zur Sonnenstube immer ein Stuhl warm bliebe. Nun hätten sie sich von jeher in guten Treuen gegenseitig abgelöst, um den Stuhl warm zu halten; aber trotz aller Weinjahre seien sie halt in Misskredit gekommen, ähnlich der Henne, die ihre Eier selber auffresse.

So oft der Unterhofer zwischen seinen Ränken und Schnurren eine Kunstpause eintreten liess, schnappte wie auf Kommando das Rädchen des Zainer-Sali ein: er fing von seinem Holzprozess mit dem Krummenacher an, der nun in sechs Wochen vor Obergericht komme und den er unter allen Umständen gewinnen werde. Der Zainer gab sich nicht die geringste Mühe, für sich und sein Recht Stimmung zu machen, sondern sprach nur immer von seinem Advokaten Gerteis, den er als einen Ausbund von Gelehrtheit und Durchtriebenheit schilderte. Als ihm der Benteli-Felix vorhielt, der streitige Waldstreifen mit den paar Hungerföhren und dem aufgeästeten Weisstännli sei nicht einmal den zehnten Teil von dem wert, was er, der Zainer-Sali, mit seinem Nachbar schon seinetwegen verprozessiert habe, sah ihn der Zainer mit einem mitleidigen Lächeln an. «Wenn du meinst, es handle sich da um einen *Wert*, dann solltest du sowieso nicht in solche Sachen hineinfaseln. Um das *Recht* handelt es sich und sonst um nichts! Wer recht hat, dem muss Recht *werden*, sagt mein Advokat Gerteis, und dabei bleibt's. Meinst du etwa, ich könnte es nicht machen ohne den Fetzen Landes? O, an dem liegt mir nicht viel mehr, als einer Sau an der schönen Aussicht. Aber wenn das Land *mir* gehört, so gehört es eben *nicht* dem Krummenacher, und wenn es nicht dem Krummenacher gehört, gehört es *mir*. Das muss nun mein Advokat herausbringen und *wird* es auch. Der Krummenacher meint freilich, der seine werde das Gegenteil ins Werk richten, und er *darf* das meinen; denn wir zwei wissen in Wirklichkeit *nicht*, wem das Land gehört. Das Gericht muss das herausfinden. Wer darum glaubt, ich

werde mit dem Nachbarn des Prozesses wegen je ein Widerwort haben, der ist auf dem Holzweg. Wir jassen jeden Sonntag miteinander, und unsere Frauen backen nicht ein einziges Mal, ohne dass eine der andern eine Nidelwähe bringt. Das ist doch den *Advokaten* ihr Prozess, nicht der unsrige. Und wenn mir der Gerteis sagt, es werde sich nun in Bälde zeigen, auf welcher Seite das Recht figuriert, so weiss ich, dass ich den Prozess innert sechs Wochen gewonnen habe.»

Der Fehlbaumer-Johann hatte gleich dem Zainer-Sali nur einen einzigen Gesprächsstoff, wenn er etwa an die Reihe kam: er sprach von seinen zwei Kühen Züs und Amanda, von denen er kurzweg behauptete, dass jede einzelne von ihnen mehr Bildung in sich habe, als der ganze Gemeinderat zusammen. Freilich von heute auf morgen sei das nicht gekommen, es habe Geduld und Erziehungstalent gebraucht, bis sie nur das «Wist» und «Hott» richtig verstanden hätten, geschweige denn jedes Augenzwinkern und jedes kleinste Zeichen mit der Peitsche. Ich musste nur immer bei mir denken, der Fehlbaumer könnte sein Erziehungstalent auch anderweitig betätigen. Sein einziger Sohn Schang, der schon in der fünften Klasse war, hatte noch immer fast die ganze Zeit drei oder vier Finger im Mund, wir nannten ihn wegen dieser Gewohnheit nur den «Tatz».

Hin und wieder blieben mein Vater und ich um ein paar Schritte hinter den Trupp zurück; besonders den Fehlbaumer konnte der Vater nicht prahlen hören. Wir sahen uns die Wiesen und Felder an, die stolzen Roggenbreiten und die im Blütenschmuck prangenden Kartoffeläcker. Wir verglichen den Stand der Gewächse mit

dem der unsern daheim und mussten zugeben, dass es auch anderwärts wirklich sehr schönes Land gebe. Dann wieder gab der Vater seiner Verwunderung darüber Ausdruck, wie schnell diesmal die Reise gegangen sei. Denn wir näherten uns merklich dem Reiseziel; Wagen um Wagen rasselten an uns vorbei mit Marktleuten, Kisten und Gattern.

Als man den Lärm des Schweinemarktes bereits deutlich aus der Ferne vernehmen konnte, machte sich der Beerli vom Neugut unvermerkt an meinen Vater heran und gab ihm mit gedämpfter Stimme zu verstehen, dass er dann allenfalls auch noch da sei, wenn es dem einen oder dem andern mit den Moneten nicht ganz lange. Er sei nämlich keiner von denen, die eine Ungerechtigkeit gleich auf die hohe Achsel nähmen und ein halbes Jahr lang deswegen den Kolderi spielten. Noch jedem habe er ausgeholfen, der ihn im Anstand darum angegangen habe.

Der Vater besann sich wenig. «Ich bin versehen,» sagte er dann kurz. «Danke für den guten Willen.»

Es waren erst wenige Häuptlein Vieh aufgeführt. Wir wandten uns also nach dem Schweinemarkt hinüber, wo mir trotz dem ohrenbetäubenden Kreischen, Grunzen und Schreien alles sehr kurzweilig vorkam. Der Vater nannte mir den Platz, auf dem wir uns nachher treffen konnten; denn er wollte sich schnell ein wenig nach den Preisen erkundigen. Ich meinerseits durfte die Gelegenheit auch nicht unbenutzt vorbeigehen lassen, ich musste notwendig alles sehen, was es da überhaupt zu sehen gab. Dabei blieb ich beim ersten Bäuerlein stehen, das in einer offenen Kiste elf Milchsweinchen feilhielt, mit deren

Tugenden und ungezählten Vorzügen es jeden Vorbeigehenden aufs eindringlichste bekannt machte, aber immer mit dem gleichen Erfolg: kaum hatte ein Käufer einen flüchtigen Blick in die Kiste hineingeworfen, schüttelte er den Kopf und ging weiter. Eines der Säulein war nämlich allem Anschein nach am Ausweben. Und wenn sich auch ein kleines, etwa neunjähriges Mädchen, das auf der andern Seite der Kiste stand, fortwährend Mühe gab, das kranke Tier leicht mit Stroh zuzudecken: die andern zehn Grunzerlein waren unermüdlich mit ihren Rüsselchen tätig, das zu verleugnende Schwesterchen oder Brüderchen ans Tageslicht zu bringen. «Sappermost, so deck's doch auch zu!» raunte der Bauer das Mädchen alle Augenblicke mit unheimlichem Augenrollen an. Dieses wusste sich in der Verzweiflung fast nicht mehr zu helfen; manchmal rannen ihm die hellen Tränen über die Wangen herab. «Ja, flenn' jetzt noch!» schimpfte dann der Vater. «Wär besser, du würdest auf das Säulein achten!» Ich hatte herzliches Mitleid mit dem Kind, das sehr hübsche braune Augen hatte. Am liebsten hätte ich dem Manne gleich alle zehn gesunden Schweinchen abgekauft.

Am Mundwerk fehlte es meinem Bauersmann allerdings nicht. Jedem, der ihm einigermaßen Gehör schenkte, rollte er eine ganze Reihe von Möglichkeiten auf, nach denen man mit Milchschweinen von erstklassiger Abstammung in kürzester Zeit einen Haufen Geldes verdienen könne. Daneben betrachtete er es als seine besondere Angelegenheit, hinterrücks die Produkte der neben ihm feilbietenden Konkurrentin ins richtige Licht zu setzen. Bei diesen Säulein musste es sich nun wirklich

um einen ganz minderwertigen Schlag handeln. Nicht einmal richtige Landrasse. Dazu sei keins der armen Tierchen von einem studierten Viehdoktor verschnitten, bloss von so einem Quacksalber, der ihnen die Därme zusammennähe.

Ich konnte dann bei näherem Zusehen freilich bemerken, dass seine nicht minder zungenfertige Nachbarin fleissig Gegenrecht hielt. Die beiden hatten wenigstens die Genugtuung, ihre kritischen Aussetzungen bei der Käuferschaft beachtet und von Erfolg gekrönt zu sehen. Mich dauerte dabei nur das arme kleine Mädchen, das zuletzt gar nicht mehr aus dem Weinen herauskam.

Inzwischen war mein Vater von seinem Rundgang zurück. «Wir müssen jetzt noch für ein Viertelstündchen einkehren,» sagte er. «Nicht zu schüchtern und nicht zu nüchtern,» heisst es auf dem Viehmarkt. Er wies mit der Hand nach dem Marktplatz hin, der sich inzwischen mehr als zur Hälfte mit Kühen, Ochsen und Schmalvieh angefüllt hatte, während von der Stadtseite her unter dem alten Torturm durch immer noch mehr Tiere aufgeführt wurden. «Die Sach' ist auf glatten Wegen; es hat mir ein wenig gewohlet,» stellte er in guter Laune fest.

Ich war ganz aufgeregt und meinte, es sei nun keine Minute zu verlieren; ich konnte es gar nicht verstehen, wie der Vater gelassen die ausgetretene Treppe eines Wirtshauses hinanstieg und in der mit Gästen vollgepfropften Stube ein Plätzchen für uns suchte. «Diese da wollen auch fast alle kaufen,» sagte er erklärend zu mir. «Aber man darf nicht dergleichen tun; man muss es den andern zuerst ein wenig *werden* lassen, damit sie nicht zu hoch anstimmen.» Er bestellte eine Halbe Most und

nahm einen Kümmelwecken dazu. Vor mir aber stand unversehens, ganz wie etwas, das ohne weiteres zu Tage und Stunde gehörte, ein Teller mit einer dampfenden Wurst darauf.

Ich gab mir alle Mühe, mich den Umständen so gut wie möglich anzupassen und mir ein Ansehen zu geben, als ob es sich da für mich um etwas beinahe Alltägliches handelte. Kein Mensch um uns her durfte auch nur eine Ahnung davon haben, dass es für mich ein ans Wunderbare grenzendes Ereignis bedeutete, so einen Leckerbissen als unteilbares Eigentum zu besitzen. Für einen Augenblick konnte ich darüber Vergangenheit und Zukunft, Viehmarkt und Milchsäulein restlos vergessen. Meine Wurst sah mich förmlich an; sie hatte etwas Menschlich-Zutunliches in ihrer Gebärde. «Iss mich nur, das ist dein göttliches Recht! Bei einem Marktgang gehört es sich, dass man eine Wurst isst.» Ich schnitt sie wohlweislich in zwei *ungleiche* Teile; während ich den kleineren Teil ass, konnte ich mir doch immer denken: die Hauptsache *kommt* erst noch. Im Anfang machte ich die Scheibchen ganz dünn; doch fand ich dann bald heraus, dass sich der Genuss ungleich erhöhen liess, wenn man zwei oder drei gleichzeitig in den Mund steckte.

Daneben ermangelte ich nicht, mir immer wieder kleine Gewissensbisse zu machen. Ich kam mir als eigentlicher Schlemmer vor, besonders wenn ich an meine Geschwister daheim dachte. Zum mindesten erwuchs mir durch die Wurst eine bedeutende Verpflichtung: ich musste alle meine Geisteskräfte aufbieten, mich beim Handel möglichst nützlich zu machen. Wer konnte es wissen, vielleicht brachte ich durch meinen Scharf-

blick die kleine Auslage zehnfach ein! Kannte ich nicht den hintersten Fehler, den ein Faselochse haben konnte? Vom ersten bis zum letzten hätte ich sie herzählen können. Wenn der Vater einen übersah, so wollte ich ihn dann schon – wenn auch ganz unauffällig – daran erinnern: «Hast du nicht bemerkt: das Stumpenripp?» oder: «Meinst du nicht, die Jochballe dürfte etwas grösser sein? – Hat er nicht die Augen zu tief im Kopfe?» Ich stellte im Geiste ein regelrechtes Verzeichnis von Mängeln und Vorzügen auf, die man notwendig in Betracht ziehen musste. Inzwischen ging meine Wurst langsam aber sicher den Weg alles Fleisches. Es hätte mir keineswegs an Lust und gutem Willen gefehlt, mich mit einem zweiten Exemplar in ebenso eingehender Weise zu beschäftigen.

Als wir aus dem Wirtshause heraustraten, wurde eben ein Ochse vorgeführt, der in Farbe und Ansehen auffallende Ähnlichkeit mit unserem Schäck hatte, nur dass er viel kleiner war. Ich machte den Vater darauf aufmerksam; der schien mich indes nicht so recht verstehen zu wollen. «Ja, ja, du hast schon recht,» meinte er ausweichend, fragte aber doch im Vorbeigehen so nebenhin, was das Ochslis da etwa gelten müsse.

«Fünfundzwanzig und einen halben,» lautete die Antwort des glücklichen Inhabers, der sich erst nachträglich, als mein Vater keinerlei Bescheid gab, wie beiläufig nach uns umwandte. Mit einem ganz merkwürdigen Blick mass er uns beide vom Kopf bis zu den Füßen. Ich hätte mich kein bisschen verwundert, wenn er gleich vor allen Leuten herausgeplatzt wäre: «Wenn ihr kein Geld im Sack habt, braucht ihr nicht zu fragen was mein Stier kostet.»

Unversehens stand jetzt ein kleines verhutzelttes Männchen neben uns mit bartlosem, rötlich aufgedunsenem Gesicht. Er legte meinem Vater vertraulich die Hand auf die Achsel und sagte im treuherzigen Tone eines altbewährten Freundes und Ratgebers: «So einen Stier kauft Ihr nicht. Es hiesse die Zeit totschiagen, wenn Ihr dem auch nur nachschauen würdet. Klebt ihm nicht die Haut an den Rippen wie angenäht? Dass er übers Kreuz einen halben Schuh zu schmal ist, das kann ein Erstklässlerkind auf eine Stunde weit sehen. – Aber das habt Ihr ja alles schon lang vergessen, ich Aff! Mit einem Augenmass, wie Ihr eins habt, kann einer heut ein anderes Geschäft machen, das will ich Euch siebenmal schriftlich geben.»

Das Männchen führte, wenn es nicht sprach, fortwährend die Zungenspitze zwischen den Lippen hin und her spazieren, bald bedächtig und nachdenklich, bald mit einer gewissen nervösen Hast. Aus dieser Gepflogenheit konnte ich ohne grossen Scharfsinn schliessen, dass das der «Züngler» oder «Zungenwetzter» sein musste, von dem ich den Vater und auch andere Bauern hin und wieder nach einem Marktgang als von einem unzuverlässigen Trinkgeldmauser und Zuredner hatte erzählen hören. Freilich, die offene Wertschätzung und Anerkennung, die der Züngler meinem Vater soeben vor allen Leuten hatte zuteil werden lassen, bewirkte augenblicklich einen Umschwung in meiner Meinung über ihn; ich fand, dass man soviel Wohlwollen gegenüber nicht ganz zugeknöpft bleiben dürfe.

Der Züngler fasste nun meinen Vater leicht am Rockärmel und zog ihn ins Marktgedränge hinein, wobei

er eifrig und mit viel Ausdauer auf ihn einredete: «Guter Freund, Ihr müsst nicht etwa glauben, es sei mir um ein Fränklein Trinkgeld zu tun: ich will Euch bloss den Stier zeigen, den Ihr heute kauft. Das heisst, Ihr kauft ihn, wenn er Euch *gefällt*; im andern Fall lasst Ihr ihn eben stehen und ein anderer nimmt den Profit. Aber ich hab' Euch auf den ersten Blick angesehen, Euch braucht man nicht mit dem Holzschlägel zu winken. Ihr seid einer von den wenigen, die heutzutage etwas vom Vieh verstehen. Wozu um teures Geld ein herausgefüttertes Tier an die Krippe tun? Viel gescheiter, man kauft ein *Gestell* und hängt ihm Fleisch und Fett selber an! Da braucht dann einer nicht sein halbes Vermögen aufs Spiel zu setzen. Apropos, schon dass Ihr den Buben da mit zu Markte nehmt, beweist mir, dass Ihr den Verstand nicht in der Öltrotte gekauft habt. Heutzutage, wo der Ehrlichste nur noch dreissig für hundert gibt, darf man die Nachkommenschaft nicht in einer Zigarrenschachtel aufziehen. Übrigens kein unrichtiger Schlag,» ergänzte er sich mit einem wohlwollenden Blick auf meine Wenigkeit, dem ein geheimnisvolles Augenzwinkern folgte. «In ein paar Jährchen dürft Ihr den allein zu Markt schicken; sagt nur, *ich* habe das gesagt.»

Obschon ich die plumpe Schmeichelei nicht für voll nahm, stieg jetzt unversehens etwas wie eine Ahnung in mir auf, ich könnte ganz wohl dazu berufen sein, vermöge meines angeborenen Scharfsinns an diesem wichtigen Tag eine wichtige Rolle zu spielen. Ich ermangelte nicht, mich ein wenig aufzuwerfen und mir das Ansehen eines Kenners zu geben, als der Zünger jetzt hinter einem Paar Ochsen, die ein baumlanger, dürrer Händler

feil hielt, Halt machte und sich sogleich anschickte, das geringere der beiden Tiere in Lobeserhebungen wie in eine Wolke einzuhüllen. Er entwickelte in diesem Bestreben eine solche virtuose Fertigkeit, dass es kaum zwei Minuten dauerte, bis ich in der magern, säbelbeinigen Kreatur, die alle sieben unfruchtbaren Jahre durchgemacht zu haben schien, das einzige wirklich beachtenswerte Tier auf dem ganzen Markt vor mir zu sehen glaubte. Ich wartete mit einem gewissen Bangen auf den Augenblick, wo der Vater den sich vollständig gleichgültig stellenden Händler um den Preis fragen würde. Denn auf den Preis konnte es nun doch einzig und allein noch ankommen.

Es bedeutete keine geringe Überraschung für mich, als der Vater dem eifrigen Zuredner jetzt mit trockenen Worten erklärte, er sei da allweg an den lätzen geraten; so einen Stier würde er nicht einmal heimführen, wenn er ihn geschenkt bekäme und noch einen Napoleon bar Geld dazu. Derjenige, der das Tier so herabgeschunden habe, dürfe sich nun auch selber vor der ganzen Welt mit seinem Öchslein schämen.

Der Züngler wetzte sein Zungenwerk eifriger an den Lippenrändern. Etwas beleidigt bemerkte er, er habe nun wirklich gemeint, auch so ungefähr eine Ahnung davon zu haben, was ein Profitkauf sei und was nicht. Noch einmal zählte er in unendlicher Reihenfolge sämtliche Tugenden und Vorzüge auf, die ein Faselochse überhaupt haben konnte und versäumte nicht, dem vor uns stehenden Wundertier sämtliche ohne Ausnahme auf den Hals zu dichten. Man solle ihm zum Beispiel einmal sagen, wie viel man das nur *allein* rechnen könne, wenn

ein Schaffstier *fromm* sei und die Bremsen gern habe? Er führte zur Erhärtung gleich drei oder vier Fälle an, wo ein Bauer beim Heuladen verunglückte, weil das Vieh des Ungeziefers wegen durchgebrannt sei. Gewöhnlich betraf das Unheil dazu einen Vater mit sieben oder acht Kindern, darunter tat es der Züngler nicht. Er sucht auch augenfällig darzutun, wie ein Ochse, der aus einem schlechten Stall in einen guten komme, notwendig von heute auf morgen aufgehen müsse wie eine Rose.

«Ja, wenn's nicht zu spät ist und er den Knupf nicht bereits schon gemacht hat,» wandte ein neben uns stehender Bauer halblaut ein. Mein Vater aber winkte mir verstohlen zu und wir drückten uns unbemerkt aus dem Wirkungskreise des Zungenwetzers fort, der inzwischen durch seinen aufdringlichen Vortrag eine ganze Reihe von Marktgängern angelockt hatte. «Ross oder Frau – zuviel rühmen macht flau!» sagte mein Vater. «Es ist da gern ein Teufelchen dabei, auch wenn es die Hörner nicht gleich herausstreckt. Und wo der *Züngler* sein Maul dreinhängt, da ist sowieso nicht alles glaslauter. Wenn der einen Lug zweimal gesagt hat, so glaubt er ihn selber.»

Wir schlenderten nun gemächlich hin und her und sahen da und dort einem Handel zu. Mit wachsender Unruhe und Besorgnis glaubte ich die Wahrnehmung zu machen, dass es dem Vater gar nicht so recht daran gelegen sei. Er fragte wohl hier und da nach einem Preis, machte auch etwa ein bescheidenes Angebot, aber es ging alles bloss so nebenhin; es war mir immer, man müsste sich ganz anders ins Zeug legen. Als ich meinem Bedenken Ausdruck gab, meinte der Vater mit grös-

ster Gelassenheit: «Das kommt dann schon von selber, wenn's Zeit ist; aber man bleibt halt doch am besten bei seinem alten Glauben. Entweder ist für uns ein Schick da auf dem Platz, oder es ist *keiner* da. Das Springen und Hasten tut's nicht, der Schick muss einem sozusagen in die Hände laufen.»

Dieses Ereignis schien jetzt unversehens eingetreten zu sein. Ein rotbraunes Öchslein mit starker Blässe und abwärts gewachsenen Hörnern stach meinem Vater auf den ersten Blick in die Augen. «Ich glaube, da beissen wir an,» sagte er leise zu mir. «Mit einem Litzhorn bin ich noch nie schlecht gefahren.»

Es dauerte nicht lange, so war er mit dem Verkäufer des Tieres, einem wortkargen badischen Bäuerlein, das aus einer schweren Hängepfeife Stinktabak rauchte, bis auf einen Napoleon um den Preis einig.» Wir lassen das Stierlein nicht fahren,» flüsterte er mir verstohlen zu. «Schon dem breiten Fressmaul zulieb und weil es mit unserm Bläss zusammen ein Paar gibt, wie gemalt.» Im gleichen Augenblick stellte er sich zu meiner Verwunderung, als ob er gar nichts mehr wissen wollte. Er machte Miene weiter zu gehen und munkelte nur noch so über die Achsel hin: «Für ein Stierli, das mit Not sieben Zoll mehr als fünf Schuh Gurt hat, wären einundzwanzig und ein halber Napolion allweg mehr als genug gewesen.»

Da klang es plötzlich hinter uns wie eine Stimme aus der Wüste: «Wenn Ihr lügen wollt, so lügt doch wenigstens noch, wie's da herum Brauch ist! Wenn dieser Stier ein Haar breit weniger misst als sechs Schuh, will ich mich ungespitzt in den Boden hineinschlagen lassen.»

Es war der Züngler, der ungerufen seinen Senf zu

unserm Handel geben zu müssen glaubte. Mein Vater sah sich mit einem nicht besonders freundlichen Blick nach ihm um. Hierauf nahm er kurzerhand das Messkettchen aus der Tasche und schickte sich an, den mit behaglicher Gleichgültigkeit wiederkäuenden Ochsen noch einmal unters Mass zu nehmen. «Wenn er sechs Schuh misst, so zahl ich die Zweiundzwanzig auf den Rappen heraus und dem Züngler noch einen Franken Trinkgeld dazu!» sagte er und tat so grossartig, als ob er ohne Not noch zwei, drei solcher Stierlein auszahlen könnte. Der Zungenwetzter bot ihm dienstfertig das Kettchen hinter den Vorderbeinen des Tieres durch und züngelte lebhaft dabei.

Wir mussten uns beim ersten Messen wirklich getäuscht haben; die Messkette gab dem Züngler auch bei einer nochmals wiederholten Probe recht.

Mein Vater war plötzlich sehr misslaunig geworden. «Also, *zweiundzwanzig* hab ich gesagt,» bestätigte er kurzangebunden. «Aber nun ja oder nein! Ich handle sonst lieber, ohne dass ein Jagdhund dabei ist.» Der Bauer mit der Pfeife besann sich nur einen Augenblick; dann hielt er dem Vater gemächlich seine rissige Hand hin: «Nanu, so *wär'* es denn.»

Damit war der Rotspiegel endgültig in unserm Besitz. Ich wunderte mich billig, wie schnell alles gegangen und wie wenig es im Grunde auf mich angekommen war. Ohne dass ich recht wusste, was ich für ein Gesicht dazu machen sollte, hatte ich den schmutzigen, vielfach verknoteten Strick in den Händen und konnte zusehen, wie mein Vater dem verschmitzt lächelnden Züngler ein glänzendes Frankenstück in die Hand drückte. Darauf ging er mit unserm Bauern etwas abseits, um auf einem

neben dem Marktplatz hinlaufenden Gartenmäuerchen die vier Fünflibertürmchen von heute morgen wieder aufzubauen, die dann der andere samt der schönen Banknote gemächlich an sich nahm und verwahrte.

Nachher banden wir unsern Ochsen, wie das üblich ist, zu den übrigen verkauften Tieren an die Stange. Der Vater musterte und schätzte noch einmal mit Musse nach. Er war sichtlich mit dem Kauf zufrieden, konnte es aber nicht unterlassen, doch noch einmal die Messkette um das Tier zu schlagen. «Jetzt bekomm' ich wieder zwei Zoll weniger,» sagte er und tat sehr verwundert. Ein vorbeigehender Bauer fragte verschmitzt, ob etwa der *Züngler* mit beim Handel gewesen sei? Wenn *der* halt seine dicken Finger mit unter der Schnur habe, sei ein Stierli immer ein paar Zoll dicker als sonst ...

Mein Vater sagte nicht viel dazu. Er tätschelte unserem Ochsen, den er bereits endgültig «Spiegel» getauft hatte, den Hals und zeigte mir, wie lose und beweglich ihm die Haut auf den Rippen liege. «Da geht noch viel *hinein*,» sagte er, «und die zehn Franken, die der Spiegel zuviel gekostet hat, kannst du ihm mit Striegel und Bürste anhängen. Eineweg wird es dir auch nicht am Fortkommen schaden, wenn du dir merkst, dass es auf der Welt noch mehr Züngler gibt, nicht nur diesen einen.»

Er schlug mir nun vor, ich könnte, bis die ganze Gesellschaft zur Heimreise bereit sei, die paar hundert Schritte durchs Städtchen hinab auf die Rheinbrücke gehen und mir das grosse Wasser ansehen, was ich mir nicht zweimal sagen liess. Ich schlenderte unter dem stolzen Torbogen durch, blickte an die hohen Häuser hinauf mit den alten Giebeln und wunderlichen Erkern

und ärgerte mich daneben weidlich darüber, dass uns der Zünger über den Löffel barbiert hatte. Gewiss, ich hätte ihm auf die Finger sehen und ihn vor allen Leuten entlarven müssen. Allzuviel hatte ich nun wirklich auf dem Markte nicht genützt ...

Ich konnte den Ärger über mich selber erst los werden, als ich auf der gedeckten Rheinbrücke stand und durch die mittlere der bogenförmigen Wandluken stromaufwärts sah, während ich unter mir den gewaltigen Zug der drängenden Wasser spürte. Der Anblick des breiten Stromes erfüllte mich mit nie gekannten Schauern. Ich hätte eine ganze Stunde, einen halben Tag lang auf der Brücke stehen und über die Balkenbrüstung hinweg in die geheimnisvolle, ziehende Tiefe hinabsehen mögen.

Während die glücklich wieder vereinigte Marktgesellschaft, noch um einige Glieder vermehrt, im Strahl der hohen Mittagssonne mit dem gekauften Vieh, eine richtige kleine Karawane, gemächlich von Dorf zu Dorf und über den Waldhang des Seerückens hinaufzog, gab es viel zu schwatzen und zu erzählen. Jeder hatte auf dem Markt oder im Wirtshaus irgendeine kleine Geschichte erlebt, oder einen guten Witz gehört, den er nun mit mehr oder weniger Geschick den Nachbarn zum besten geben wollte. Immer wieder wurde daneben die gekaufte Viehware taxiert und gegeneinander abgeschätzt, wobei jeder einzelne sichtlich bestrebt war, sein neues Eigentum und damit auch seine Eigenschaft als Viehkenner in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Auch unser Rotspiegel fand ungeteilt Anerkennung; besonders der Unterhofer rühmte ihm das gute Gangwerk und den geraden Rücken. Wenn an so einem Öchslı kein Geld

mehr zu verdienen sei, so sollte man das Viehhalten von Staatswegen verbieten, behauptete er.

Ich meinerseits war mit unserem künftigen Stall- und Hausgenossen bereits in ein kleines Freundschaftsverhältnis eingetreten und gab mir alle Mühe, mir sein Zutrauen zu erwerben, indem ich nicht nur mittels einer dicht belaubten Haselstaude das Bremsen- und Fliegenpack sorgfältig von ihm abhielt, sondern ihn auch in angelegentlicher Unterhaltung über das Fremdartige seiner neuen Umgebung aufklärte und jede Besorgnis betreffend die nächste Zukunft durch beruhigende Mitteilungen bei ihm zu zerstreuen suchte. Mein Vater wiederholte von Zeit zu Zeit die vergnügliche Bemerkung, zehn Fränklein sei schon allein *das* wert, dass das Stierli die Bremsen so gut leiden könne. –

Als wir am späten Nachmittag, von Mutter und Geschwistern sehlich erwartet, ein wenig müde und abgeschlagen, aber mit gutem Mut zu Hause ankamen, war das erste, was mein Vater tat, dass er dem Spiegel Joch und Geschirr auflegte und ihn vor den unterm Scheunenvordach stehenden Gestellwagen spannte. Er zog die Hemmvorrichtung leicht an und fuhr die ziemlich steile Güterstrasse hinan, die nach den Hausäckern hinaufführte.

Unser Ochse liess sich wunderbar gut an. Er tat so gelassen und gleichgültig, als wenn es bis heute seine alltägliche Beschäftigung gewesen wäre, gebremste Wagen unsern Hausrain hinaufzuziehen. Ja er machte sich so wenig aus der Arbeit, dass er sich nebenbei an dem grossen Grase gütlich zu tun suchte, das auf der wenig befahrenen Strasse wuchs.

«*Dieses* hab' ich gerad' noch wissen wollen,» sagte der Vater beim Ausspannen. «Jetzt *weiss* ich es. Das freut mich von allem am meisten, dass der ‹Spiegel› auch beim *Schaffen* kein bisschen nervös ist.»

Aus «Die Brunnen der Heimat», Volksverlag Elgg, 1927, S. 77–108

## Lob der Kartoffel

Der Jugend Freuden sind des Alters Brot,  
Wir blicken fernher in der Kindheit Garten:  
Was uns an Glück des Lebens Frühling bot,  
Bleibt unser heimlich Gut auf schweren Fahrten.

Und wem die Lose leicht gefallen sind,  
Weil Traum sich und Erfüllung freundlich paaren –  
Vom Jugendeiland weht's wie Märzenwind,  
Wir dürfen rein're Wonnen nie erfahren.

### 1. Lob der Arbeit

Eine Woche nach Ostern. Der richtige Bauernfrühling hat eingesetzt. Helle, gute Tage, der Ostermonate ist nicht immer launig. Es hat am Karfreitag geregnet, da ist für Frühjahr und Sommer keine Nässe zu befürchten. Der Segen der Wolke mag noch so reichlich fallen, die Erde wird leicht mit ihm fertig; der Regen bleibt Geschenk, er kann nicht zur Plage werden. So will es der alte Glaube, und der behält wieder einmal recht. Wer vom Pflügen heimkehrt, weiss nur zu rühmen: kein mühsames Bohren durch klebrigen Lehmgrund, schön sauber lässt sich die Furche vom Streichbrett hinlegen, die wahre Freude für den Ackermann. Der Karfreitag hat es gut gemeint.

«Besser *dreimal* um Regen winken,  
Als *einmal* ertrinken,» sagt das Sprichwort.

Auf unserer Hofstatt steht der sogenannte Bennenwagen mit dem Erdäpfelsaatgut für den Grenzacker beladen. Die späten Sorten haben wir einfach in Säcke geschüttet; die Frühkartoffeln hingegen mussten sorgfältig in Körbe und Zainen gelegt werden, damit die Keime nicht zu Schaden kommen. An der hintern Wagenachse ist der aufgeschiente Pflug angehängt.

Alles zum Aufbruch fertig. Meine jüngste Schwester sitzt schon zwischen den Säcken auf dem Wagen, neben ihr zwei Gespanlein aus der Nachbarschaft. Die Kinder singen eintönig:

Rite, rite raari,  
Lauf i nid, so fahr i,  
Fahre-n-ist e schöni Freud,  
Doch hät's scho mänge z' Bode g'lait.

Jetzt erscheint im Stalleingang das breite Haupt des Ochsen Spiegel. Er hat es nicht eilig; er sieht sich gemächlich die Fuhre an und weiss alles. Zur Arbeit kommt man immer noch früh genug. Er ist es ja gewohnt, die Dinge zu nehmen wie sie sind, aber er lässt alles an sich herankommen. Der Schritt, mit dem er sich nach der Deichsel hinbewegt, ist faul und säumig; jede Minute gewonnener Zeit ist ihm eine liebe Sache. Selbst das Einspannen weiss er durch Trägheit etwas hinauszuziehen.

Die Kuh Laubi hat einen beweglicheren Geist. Sie hat schon manche Frühjahrsbestellung mitgemacht und weiss, dass hinterher immer gute Tage kommen. Sie wittert nach den schwellenden Hauswiesen hinüber: Was für ein Schlemmerleben ist da in Aussicht! Trotz allen

Schattenseiten des Lebens – es ist doch ein erträgliches Los, eine Kuh zu sein.

Nach manchem Hüst und Hott sind wir auf dem Grenzacker angelangt. Wir nennen ihn für gewöhnlich «im Hölzli» oder «Hölzliacker», weil er mit der einen Seite an das Kirchdorfer Pfrundholz stösst. Der Grenzacker ist die entlegenste Zelge unseres Hofbannes. Es ist recht einsam da draussen. Mancher würde in dem Gelände eine Einöde erblicken, ausserhalb der eigentlichen Welt liegend; aber der Hölzliacker selber fühlt sich so recht in deren Mitte gesetzt. Ob er im Recht ist oder nicht – wer fände jetzt Zeit, das zu ermitteln? Dreht sich doch heute das Denken und Trachten unserer ganzen kleinen Familiengemeinschaft um das eine grosse Werk: unser Acker soll feldgerecht und mit aller Liebe bestellt werden.

Zuerst kommt das Anfurchen. Das ist für mich als den Leitbuben des Gespannes eine gefürchtete Arbeit, doppelt gefürchtet, weil wir mit dem Pfluge den Kantonsmarkstein umfahren müssen, von dem der Acker seinen rechtsgültigen Namen hat. Es ist das ein fast manns- hoher Sandstein, oben käsbissenförmig abgedacht. Er ist alt, sehr alt. Auf der einen Breitseite sind die Buchstaben L. G. Th. eingehauen; sie bedeuten: *Landgrafschaft Thurgau*. Auf der andern heisst es: G. K.: *Grafschaft Kyburg*. Die Heiligkeit des Steines ist mir von klein auf eingepägt worden. Wer ihn beschädigt, der werde «gestraft», hiess es. Gestraft, von Gesetzes wegen gestraft werden, das bedeutete für uns Landkinder eine unerhört schwere Sache. Ich ahnte darin nichts Verfänglicheres, als dass mein Vater vom Landjäger gebunden abgeführt würde ...

Der Grenzstein ist glücklich umfahren, überwunden. Er steht in Bälde als eine ganz nebensächliche Angelegenheit um ein paar Furchen abseits. Dafür hebt jetzt die grosse Arbeit von Mutter und Schwester an: sie müssen die Saatkartoffeln so an den Furchenrand legen, dass die Zugtiere, die unglaublich gleichgültig, ja manchmal augenscheinlich boshaft sind, sie nicht mit den Füßen verschieben oder gar zertreten können. Obschon des Zeilenabstandes wegen für die Einleger nur jede dritte Furche in Betracht kommt, müssen sie sich sputen, um immer mit den Körben rechtzeitig am rechten Platze zu sein, damit der Pflug nicht zu feiern braucht. Der Ochse Spiegel würde sich ja nichts daraus machen, eine ganze Stunde lang faul in der Furche zu stehen. Vielleicht wäre er auch wie wir mit ganzer Seele dabei, wenn er wüsste, um was es sich handelt: Kartoffeln, die halbe Nahrung für ein Jahr! ...

Am herrlichsten sind halt die drei Kinder daran. Sie haben sich in den Wald hinein gemacht. Nicht zu weit, ihr dünnes Singen, ihr Jubel und Lärmen kommt gleichsam aus dem verlorenen Paradiesgarten zu uns heraus. Wir haben es auch einmal so gut gehabt. Jetzt sind wir eingespannt, der Arbeit untertan. Aber die Sonne scheint, die gelben Frühlingsschmetterlinge gaukeln hin und her, er ist schön auf der Welt.

## 2. Lob des Ackers

Wer da glaubt, es sei eine leichte Sache, die Ackerfurchen mit dem Karst umzubrechen und zu lockern, damit die Kartoffelkeime sich rechtzeitig und unverkümmert ans liebe Gotteslicht heraufarbeiten können, der weiss wohl auch nicht, dass es Kinderhände mit Schwielen gibt. Und wer noch nie beim Hacken mit dabeigewesen ist, wenn die zarten Sprösslinge endlich mit Mühe und Not aus dem Boden gekrochen sind und bescheidenlich für ein paar sonnenhungrige Blättlein Platz gesucht haben, um sogleich vom frech aufschliessenden Unkraut schwer bedrängt zu werden, der hat auch die freudige Genugtuung nie erlebt, die dem Müdling bei der Arbeit zuteil wird. Man denkt an das harte Gotteswort: «Dornen und Disteln soll dein Acker hervorbringen!» Aber man schafft, und wenn man hinter sich blickt – siehe, da ist der Fluch von der Erde weggenommen! Komm in drei, vier Tagen wieder, dann kannst du schon den Dank der erlösten Pflänzlein einheimsen: sie haben sich in der Frühsommersonne glücklich entfaltet; jeder liebe Tag zeitig ein Blatt, ein Zweiglein. Der noch vor kurzem kahle Acker ist von weitem wie ein dunkelgrünes Klee-  
feld zu schauen. Die Zeit zur Behäufelung rückt schnell heran: keine Staude, die nicht ihr eigenes, wohlabge-  
zirkeltes Geviert an lockerem Erdreich zugeteilt bekäme.

So, was an uns liegt, haben wir getan. Auch der Wettersegen ist nicht vergessen worden:

Wir haben einen Mut,  
Herrgott, du meinst es gut,  
Behüt' den Acker vor Guss und Stein,  
Unser Können ist klein.

\*

Habt ihr euch schon einmal ein blühendes Kartoffelfeld recht angesehen? Aus dem Hölzliacker ist jetzt ein einziges Blumenbeet geworden. Die grosse Einsamkeit ist erfüllt von dem Wunder. Selbst der graue Grenzstein vermag sich zu freuen. Er ist ja von seiner Wichtigkeit tief durchdrungen, er weiss nicht, dass er in seinem kleinen Schaubezirk nur als ein grauer Stein angesehen ist. Kein Zweifel: Der Acker blüht nur ihm zulieb, die Lerchenlieder schweben nur ihm zu Ehren vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Sonnenhimmel über den nahen Weiherwiesen. Auch ein Stein muss seine Feste haben.

September. Die Buchen am Waldrand ziehen gemach ihr buntes Herbstkleid an. Eichhörnchen wagen sich aufs offene Feld heraus: dem Lettenbirnbaum auf dem Hölzliacker gilt ihr zögernd gewagtes Werben. Sie zernagen und vergeuden frech die herrlichen Birnen, es ist ihnen ja nur um die braunen Kerne zu tun.

Ei sieh – was trottet dort für eine kleine Karawane mit Karst und Karren daher? Macht euch heim in euer Reich, ihr kleinen Schlemmer und Erzschelme! Jetzt wollen die ernten, die gesät haben!

Ja, da sind sie, Bauer und Bäuerin, Kind und Kegel. Da sind *wir*, die rechtmässigen Eigentümer des Hölzliackers. Oder will sich so ein Eichhorn am Ende gar mucksen und auf sein Recht pochen? Augenblicks ginge

ich heim, den Kaufbrief holen, der um gutes Geld vom Notar mit Schnörkeln und Siegel gültig gemacht wurde. Es ist alles in der obersten Truhe der Kommode, ich wäre bald wieder da. So – da kannst du lesen, wenn du lesen kannst! Alles schwarz auf weiss! Im Jahr soundso. Von da an hat auf dem Grenzacker niemand einen Stein mit Recht umkehren dürfen. Mein Vater kann aus ihm eine Wiese machen, eine Weizenmauer, ein Haberfeld, einfach, was ihm beliebt. Und es mag einer zehnmal im Vorbeigehen die Nase rümpfen und sagen: «Was liegt an so einer abseitigen Zelg, wo sich Füchse und Hasen Gutnacht wünschen?» Er beweist damit nur, dass mit ihm nicht viel los ist. Mein Vater hat gesagt: «Es kommt nicht darauf an, wo oder wie ein Acker ist, es kommt darauf an, ob er *mir* gehört oder einem *andern*.»

Was wahr ist, muss man wohl gelten lassen: Der Herbst hat unserm Hölzliacker recht unfreundlich zuge-setzt, er hat allen Sommerhochmut von sich wegtun müssen. Die Kartoffelstauden sind gelb und lebensmüde geworden; viele sind sogar schon ganz eingetrocknet. Arme Herrlichkeit, was ist aus dir geworden? Was ist als Lohn für unsere saure Arbeit übriggeblieben?

Warte nur erst, bis die blanken Kärste ihr Werk tun! Jeder Streich, der die scheinbar brache Erde aufbricht, bringt ein Wunder zutage: aus jeder Samenknolle sind zehn und mehr geworden, aus klein gross, aus ver-schrumpft glatt und neu. Wie sie herauskugeln, so recht kartoffelmässig eigensinnig in Form und Grösse! Die eine Staude schenkt erstaunlichen Überfluss, die andere hat sich scheinbar weniger Mühe gegeben. Aha – eine ausgenagte Schale: da ist ein Mäuslein zu Gast gewesen!

Auch allerlei wunderliche Gebilde kommen zum Vorschein. Hier ein Mann mit drei Köpfen aber ohne Beine; da eine Wurst, auf der einen Seite hat sie ein richtiges Menschengesicht mit Augen, Nase und Mund, auf der andern ein zierliches Sauschwänzlein. Dann wieder kommt eine Glücksknolle heraus, oder es sind gleich drei ganze Persönlichkeiten als Drillinge miteinander verwachsen. Wir Kinder legen eine kleine Sammlung an, die uns viel Kurzweil macht. Jeder neue Fund wird von seinem Entdecker als Eigentum angesprochen. Wie lustig, wenn man so ganz im Ernst sagen kann: Morgen verschmause ich eine kartoffelne Wurst – morgen werde ich ein Menschenfresser!

Langsam aber sicher wächst die Zahl der gefüllten Säcke. Sie stehen schön in Reih und Glied, der Stolz und die Freude des milden Septembertages, der Stolz und die Freude des braven Ackers. Der graue Grenzstein vergisst nicht, sich auf den Segen seiner Feldbreite auch etwas zugute zu tun. Wenn er zählen könnte, so dürfte er mit gleicher Genugtuung wie wir feststellen, dass unser Nachbar Stoller, der mit seinem Völklein auf dem Langacker drüben schafft, immer um vier Säcke hinter uns zurückbleibt.

Und nun kommt der Höhepunkt des Tages: wir dürfen die dürren und welken Stauden zusammentragen, der alte Brauch des Herbstfeuers soll nicht abgehen. Unter Jubel und Hallo werden im nahen Holz Falläste und dürres Reisig gesammelt, ein ganzer Stoss. Stollers dünne Rauchsäule soll sich neben der unsern nicht melden, bei uns müssen ganze Wellen emporsteigen. Und eine richtige Dauerglut muss entstehen: gibt es auf Erden

etwas Feineres als die ersten Bratkartoffeln aus dem Ackerfeuer? Und gehört es nicht zum Herbsttag wie die ziehenden Vögel, dass von jeder Zelg die Wolke eines Dankopfers aufsteigt? Auch der Hölzliacker hat wahrhaftig seine Schuldigkeit getan, es soll ihm nichts abgehn an Ehren, wenn er auch vor heimlicher Wonne fast nicht weiss, was er für ein Gesicht machen soll.

### **3. Das Brot der Armen**

Wer hat wohl der Kartoffel diesen Übernamen angehängt? Der sollte einmal mit uns zu Tische sitzen, wenn die leckere Erdfrucht, sei es gedämpft, geröstet oder als Knöpflstock aufgetürmt, unsern kleinen Treubund mit ihrem vielfarbigen Duft um sich als um eine Art Lebenssonne vereinigt sieht!

Im Anfang war das Wort, heisst es. Für uns steht an jedem Tageseingang die Kartoffelbreusi. Sie gibt dem Morgenessen seine Weihe; sie ist dessen Glanzpunkt, das Glücksgeheimnis von acht Seelen, die noch im Bann der Erdnähe stehn, denen die Arbeit das Gottgeschenk des gesegneten Appetites zuteil werden lässt. Das Tischgebet will uns manchmal fast zu lange dauern, und doch bedeutet der künstliche Aufschub immer eine Steigerung des Genusses. Wenn dann der ersehnte Augenblick da ist, wo die Löffel in wohlstandiger Weise, doch immerhin in möglichst knapp bemessenen Abständen sich ihre Fracht aus der gemeinsamen Platte holen dürfen, dann haben die Mäuler ihr Fest. Es mag auf Erden gute Köche geben, aber eine bessere Kartoffelrösti, als sie meine Mut-

ter zubereitet hat, wird wohl keiner zuwegbringen. Vom Feuerlein der Liebe gewärmt, mit Kleinsorge gewürzt, plaudert sie überlaut vom Reichtum der Armut. Die dreibeinige Kaffeekanne und der dampfende Milchhafen blicken fast neidisch auf die heissumworbene Röstiplatte.

Was wird der Mittag bringen? Der Mittag bringt den gelben Kartoffelknöpfli-Turm inmitten eines Weiherleins von Milch und geschmolzener Butter kunstgerecht aufgebaut. Da kommt es sehr auf die Geschicklichkeit, zum Teil auf die Unbescheidenheit des einzelnen Essers an. Sofern es ihm gelingt, das ihm zustehende Gebiet durch kleine Dämme abzusperren, so mag er vielleicht vom flüssigen Teil des Schmauses mehr in seinen eingültigen Besitz bringen, als ihm von rechtswegen zubeschieden ist; doch ist vielleicht sein Nachbar schlau genug, ihm durch Unterhöhlung des Dammes ein Schnippchen zu schlagen. Item – es ist viel Kurzweil, viel Lachen und Scherzen im kleinen Familienkreise. Denn der Turm hält manchem harten Angriff stand; und es kann auch vorkommen, dass die Mutter den ausgetrockneten Wallgraben zum zweitenmal mit der leckeren Tunke speist. Das geschieht besonders am Sonntag, der ohnehin jedem Tischgenossen als Festgabe ein Schnittchen Geräucheretes in den Teller legt – auch ein mittelbares Erzeugnis des Kartoffelackers. Und wer uns zusehen könnte, wie wir dann beim Nachtmahl die geschwellten Kartoffeln aushöhlen und in den auf solche Weise bereiteten heissen Töpfchen je ein Blöcklein süsser Butter einschmelzen lassen und uns auf diese Weise unsere Sonntagspastetchen schaffen, der würde das Brot der Armen wohl nicht mehr das Brot der Armen nennen.

#### 4. Dichterschule im Kartoffelkeller

Der Frühling ist wieder da. Abermals ist das sorgfältig ausgewählte Saatgut der Mutter Erde anvertraut worden. Aber in den übriggebliebenen Knollen, die bis in den Sommer hinein ausreichen müssen, hat die steigende Wärme den Lebenswillen auch auferweckt: sie fangen im Halbdunkel des Kellers heftig zu treiben und zu keimen an. Nicht zur Freude des Essers, denn die Keime vermögen mit dem von ihnen ausgesandten Wurzelgefaser keinerlei Nahrung zu erhaschen, sie sind ganz auf die Mutterknolle angewiesen und entziehen ihr, freilich ohne jede böse Absicht, einen Teil ihrer Würzessenz.

Das bedingt, dass die Kartoffel entkeimt werden müssen, ein Geschäft, das zwar nicht mühsam, aber auch nichts weniger als kurzweilig ist: die rechte Arbeit für die unnütze Jugend. Als ob man die liebe Zeit des angehenden Vorsommers nicht besser ausnützen könnte!

Aber wie der Schmetterling auf der unscheinbarsten Blume ein Quintchen Nektar zu gewinnen weiss, so schenkt uns Kindern die unbegehrte Kellerarbeit Stunden des eigenartigsten Vergnügens: wir erzählen einander Geschichten. Zuerst die vom tapferen Schneiderlein, von den Bremer Stadtmusikanten, vom Schneewittchen mit den sieben Zwergen, kurz all das wenige, das der Zufall an Märchengut in unsere einsamen Bauernhöfe getragen hat, wird neu aufgewärmt und je nach der Geschicklichkeit des Erzählers mit mehr oder weniger Erfolg aufgetischt. Freilich ist der kleine Vorrat immer sehr bald erschöpft; der Hunger nach Seelenspeise ist eher geweckt als gestillt. Die Langweile will das eintönige

Schaffen unerträglich machen, weil es ja eigentlich gar kein Schaffen ist.

Da kommen nun die selbsterfundene Geschichten an die Reihe, die «*unwahren*», wie wir sie bescheidenlich nennen. Diese «*unwahren*» Geschichten erfreuen sich einer noch grösseren Beliebtheit als die schon mehrfach genossenen; sie bringen es oft zustande, dass sich die Jugend der ganzen kleinen Hofgemeinschaft in unserem Kartoffelkeller zusammenfindet. Das ist erste Bedingung; wer zuhören will, muss arbeiten, wogegen der Erzähler freie Wahl hat; ein System, das in der Welt Nachachtung verdiente.

Am meisten müssen mein Bruder und ich erhalten. Mein Bruder weiss Fuchsgeschichten. So viele Fuchsgeschichten kann er erzählen, als sämtliche Füchse und Fuchsinnen im grossen Morgenwald, im höhlenreichen Tobelholz und wo überhaupt Reinekes Sippschaft sich daheim fühlt, sie nur je erlebt und erlitten haben können.

Der Fuchs ist sein ausgesprochener Liebling unter den Wildtieren. Er dichtet ihm alle Tugenden und Ehrenlästerchen an, die seine Sippschaft zu verherrlichen irgendwie geeignet sind. Kein Hühnerstall ist vor ihm sicher, und stände er mitten an der belebtesten Dorfstrasse. Den Hasen, die schlaue Krähe überlistet er durch Schmeichelei. Auch den viel stärkeren Wolf fürchtet er nicht. Er nennt ich Vetter und spielt ihm die gewagtesten Streiche, um dem Geäfften nachher von seinem Höhlenloch aus eine Nase zu drehn. Was so eine waschechte Fuchshöhle für Seitenschläuche, für geheime Notausgänge hat, das ist schon rein zum Staunen. Die Füchse meines Bruders wird kein Jäger je schiessen oder graben können, das wis-

sen wir zum voraus; und doch geraten wir immer wieder in Sorge und Angst um sie, wenn die Gefahr kommt. Denn sie sind auch als die ärgsten Räuber und Sünder unseres unbegrenzten Wohlwollens gewiss. Wenn eine Geschichte fertig ist, so betteln wir darum, dass er gleich wieder vorn beginne. Aber wenn er das auch wollte, er brächte es nicht zuweg. Er kann anfangen, und gleich fällt es ihm ein, er habe von einem noch viel älteren, viel schlaueren Fuchse gehört, von dessen Abenteuern er uns dann morgen erzählen werde. Schade, dass von den Geschichten keine aufgeschrieben worden ist.

Weil ich nicht auch von Füchsen berichten durfte, musste ich mich an den Hasen halten und an meinen besonderen Freund, den Igel. Die Schilderung eines Krieges zwischen einem Ameisenhaufen und 200 Goldkäfern, der mit der Vernichtung des Ameisenheeres endet, wird mit Beifall angehört, so dass im Anschluss daran auch ein Krieg zwischen den gehenden Waldtieren und den Vögeln ausbricht. Für Jaköbli Stoller gibt es, wenn er einmal in die Lücke treten muss, nur einen einzigen Stoff: sämtliche Kühe, Ochsen und Kälber im benachbarten Dorfe Oberwiesen machen sich eines nachts mit Hilfe eines Zwergenmännleins von ihren Ketten los und flüchten sich auf eine grosse, aber für Menschen unsichtbare Wiese auf der breiten Höhe über dem Ragenwald. Er prophezeit mit Behagen, man werde von der ganzen Viehhabe, die nun ein herrliches Leben führe, nie einen Schwanz mehr finden. Durch diesen Ausgang ist Jaköblis Vetter Kläui am meisten geschädigt, der ganze elf Stück verloren hat, dazu auch einen tausendfränkigen prämierten Stier. Der Erzähler gönnt dem Vetter die

Schur von Herzen, weil ihn der einmal wegen ein paar lumpigen Schmalzäpfeln durchgebläut hat; und wir sind immer einstimmig auf Jaköblis Seite.

\*

Die Mutter musste oft staunen, wenn sie etwa gegen Abend in den Keller kam. Einmal gelang ihr sogar ein hoffnungreicher Vers:

«Wenn ihr morgen fertig macht,  
Gibt's einen Eiertäsch zu Nacht!»

Aus «Die Brunnen der Heimat», Volksverlag Elgg, 1927, S. 109–128

# Schwänke

## Dä Brief us Ambulant

Gritte:

*(Ruft aus dem Fenster mit dem Brief in der Hand)*

Chaschber! Dänk än Brief isch cho!

Chaschber:

*(Kommt schnell, bringt in der Eile noch die Handsäge mit)*

Was en Brief? Wo isch er?

Gritte:

Do!

Chaschber:

*(Legt die Säge auf den Tisch und schaut den Brief von allen Seiten an)*

Gritte:

Was isch für en Stämpel druff?

Chaschber:

Gib e Schär, mer tüend en uf!

Gritte:

Nei! So lueg doch z'erst wohär!

Chaschber:

Nüt do! Uf mit! Gib ä Schär!

Gritte:

Machs mit däm Mässer do!

Chaschber:

*(Probiert es)*

S'wird halt nit am beste goh!

Gritte:

*(Nimmt den Brief und will ihn öffnen)*

Chaschber:

De Letscht – halt! Nid uf säber Site!

De Letscht häsch mit de Schär ufgschnitte,  
's isch jetzt bald e Johr sit do.

Gritte:

Was mag ächt au dine stoh?

Chaschber:

Mach en uf, dänn g'seh mer's gly!

Gritte:

*(Buchstabiert den Stempel)*

Am-bu-lant. Wo mag das sy?

Chaschber:

*(Nimmt den Brief und buchstabiert ebenfalls)*

Am-bu-lant. *(Schüttelt den Kopf)*

Das isch en Witz!

Die Stadt lyt nid i dä Schwyz.

Gritte:

Hä än Brief vo so wyt här.

Isch no vil e grössery Ehr.

Chaschber:

Am-bu-lant. 'S wär halt glych nett,  
wäme i dä Geographie ufpasset het.

Gritte:

*(Macht einen Luftsprung)*

Mandli! Mandli! Waischt du wa:  
vom Vetter us Batavia.

Dä chunt hei, hätt Gält wie Heu,  
üsen G'wärb wird schuldefrei!

Chaschber:

Jo bigostlig, du häsch rächt!

Gritte:

Exakt min Traum von Nächtl!

Chaschber:

So – jetz hä'mer g'schaffet gnueg!

*(Setzt sich)*

Jetz git's Münz! Und Wy in Chrueg!

Gritte:

Er hät jo g'seit, er chöm nid hei,

bis er es Milliönli hei!

*(Gibt ihm die Schere)*

Hei, mach uf!

Chaschber:

I wog es chum. *(Zaghaft)*

Gritte:

Fürche? Wusst nid worum!

Dä isch us Batavia, wer cha do no zwifile dra!

Und min Traum vo nächtl erwohrt.

Chaschber:

*(Betrachtet den Brief wieder)*

Am-bu-lant ... Ich ha das Wort au scho  
gläse ime Blatt –  
tänk so e Millionestadt.

Gritte:

Hei tue uf, statt lang z'studiere!

Chaschber:

*(Gibt ihr den Brief und die Schere in die Hand)*

Wett du würisch es probiere.

Gritte:

Nüt! Das isch em Ma si Sach!

Chaschber:

'S hät kei Yl, nu g'mach, nu g'mach!

Gritte:

Hunderttusig bringt er scho!

Chaschber:

Wenn nid no meh. –

Ich bin nu froh, das i nonig 'baue ha,  
me fangt jetz dänn grad anderst a:  
en Doppelstall, äm Nochber z'leid!

Gritte:

Und ich möchte e sidigs Chleid  
Und e Hübli wie d'Frau Pfleger!

Chaschber:

Ich wott g'stickti Hoseträger.

Gritte:

Nobel, Nobel, wämmer's gäh!

Chaschber:

D'Lüt müend's merke,  
d'Lüt müend's gseh!

Gritte:

*(Nimmt Milch und Kaffeekanne vom Tisch)*

Därigs Gschier passt nid für Herre:  
Porzellanigs mues mer here.

*(Wirft es zum Fenster hinaus)*

Chaschber:

D'Beckeli sind au nüt z'rar!

Use mit der Plunderwar!

*(Wirft Tasse und Platte zum Fenster hinaus)*

Gritte:

'S Chupferschmiede wärid lose!

Chaschber:

De Schang i sine Pluderhose!

Dä mues mer jetzt kei Gält me lehne,  
will em's säge, wenn en g'sehne.

Gritte:

Mandli – jetzt fällt schwarze Schnee:

Ich g'spühr kei Hüenerauge meh!

Chaschber:

Fräuli – Gritte – das isch g'lunge

Ich chönt tanze wie-n-en Junge!

Mis Reumatisch isch vertriebe,  
all's verfloge und verriebe!

Beidi:

*(Tanzen zusammen umher)*

Er mues en schöne Grabstei ha,  
dä Vetter us Batavia.

Gritte:

O – ich chönt dä Vetter chüsse!

*(Nimmt den Brief entschlossen in die Hände)*

So jetz wämmers aber wüsse!

Chaschber:

Es raubt eim schier dä Schnuf!

Gritte:

*(Reisst den Brief von Hand auf)*

Eis, zwei, drei – jetz mues er uf!

Chaschber:

*(Nimmt ihr den Brief flink weg)*

Lueg jetz do *(enttäuscht)*, wo isch dä Gwünn?

Gritte:

Nid e-n-einzig Note drin?

Chaschber:

*(Entfaltet den Brief, überliest ihn und faltet ihn wieder zusammen)*

Er isch vo üsem Kreditor.

Gritte:

Oh verfluemeret! Isch säb wahr?

Wohnt dänn dä in Ambulant?

Chaschber:

Tunder! Das isch unverschandt!  
Er höchers Zisli mües er ha,  
en Viertel meh, vo Liechtmäss a!

Gritte:

Was? Du bisch nid bi Verstand.  
S isch e Schand.  
*(Setzt sich nieder, schlägt die Hände zusammen)*  
Je mis bluet Kafigschier!

Chaschber:

Ich chönt brüele wie en Stier.

Gritte:

Au d'Beckeli händ müese dra. *(Weinerlich)*

Chaschber:

Nu – 's eint hät jo e Sprüngli gha! *(Tröstend)*

Gritte:

Wa händ mir nu für en Vetter!

Chaschber:

Frau – 's git allwäg Regewätter!  
'S fahrt in Wade uf und nieder,  
d'Reumatisme chömed wieder.  
*(Hinkt)*

Gritte:

Und mich stäched d'Hüenerauge,  
D'Schnäggesalbi wott nüt tauge.  
*(Weinerlich)*

Ich mues morn zum Tokter goh,  
ich mues mi operiere loh.  
G'sehsch ich cha scho nüme laufe!

Chaschber:

Ich will der dänn äs Pflaster chaufe. (*Tröstend*)  
Mer wänd is lyde-n-in Geduld.

Gritte:

An allem isch dä Vetter schuld! (*Hässig*)

Chaschber:

Glaub's: en Brief us Ambulant  
nimi 's ganz Läbe nie meh z'Hand.

Als Quelle diente hier eine Abschrift einer unbekanntenen Theatergruppe aus den letzten Jahren. Die abweichende Originalfassung findet sich in «Öppis für's jung Volk», Kleine Theaterstücke, Heft 4, Verlag von J. Wirz, Grüningen, 1900

## De Hausierer

Personen: Frau. Mann. Hausierer.  
(*Bauernstube.*)

Hausierer:

Guete Tag, ihr liebe Lüt!

Mann (*geht hinaus*).

Frau:

Guete Tag, mer chaufed nüt.

Hausierer:

Nüt? Do wär ich nid guet bstellt.

Frau:

's tuet mer leid, mer händ kei Geld.

Hausierer:

Das sait jede, arm und rich. –  
Chli verschnufe darf me glich?

Frau:

Frili, stelled dei nu ab.

Hausierer (*tut es*):

's nimmt ein z'weg, Berg uf und ab,  
So-n-es Gschleik.

Frau:

I glaub' es wol.

Hausierer (*nachdem er Platz genommen*):

Isch iez wüerkli nüt das mol?

Frau:

Sett scho das und dieses ha.

*(Besichtigend.)*

Was chost so en Hanisch\*) da?

Hausierer:

Füfedrißg. – Es ischt nid viel.

Drißg au, wer nid märtle will.

Frau:

Darf zwor fast – – nu, gänds am End,

Daß er e chli Losig\*\*) händ.

Hausierer:

Wieder 's bitzli liechter scho.

Frau:

Hett i gern no meh abgnoh.

Grad en Chessel sött i ha

Und e so e Becki da.

Hausierer:

Chan is säge, gueti Waar!

Frau:

's Geld ist so verfluemed rar.

Kei Verdienst – was goht do i?

*(Gibt ihm Geld.)*

Hausierer:

's heißt, es geb' en schöne Wy.

Märßi;

\*) ein Scheuerlappen, Pfanneriebel oder Kupferblätz

\*\*) weniger Ware, etwas leichter.

Frau:

We' men nu scho hett,  
Und de Herr de Zeis nid wett!  
Die wo dem Verdienst chünd noh,  
Müend de goppel besser stoh.

Hausierer:

Jo, me meints, doch we'me chunt,  
Sinds au meistes uf em Hund.  
Wanns all Wuche siebe mol  
Zahntag wär, so giengs denn wol.  
Nämed do dä Chessel no!

Frau:

I mueß' bigopplig blibe loh,  
's git au gar e magers Jahr.

Hausierer:

Ach, mit eu häts jo kei Gföhr.  
Wie ist üserein erst bstellt,  
Wo kein Teil hät a der Welt? –  
Do – das Becki um en Franke!

Frau:

Nei – min Ma wür si bedanke!  
Darfs nid woge, eifach nid. –  
Wenns es nöchst mol vielleicht git.

Hausierer:

's nächst Mol – – lueged, gueti Frau  
's ist e Sach. Ihr wüessed au:  
Me mueß bis 's nöchst mol halt au lebe,  
D'Wirt, die gänd eim nüt vergebe.  
Lueged so e Channe-n-a!

Frau:

D' Waar ist recht, ha-n-au scho gha.

(*Ruft durchs Fenster*)

Chasper – chom au gschwind do ue!

Mann (*von außen*):

Ha dert glaubi nid viel z'tue.

Frau:

Chom doch! Chast jo wieder goh!

Hausierer (*für sich*):

Dä wotts meini nid verstoh.

Frau:

Und – was sött dä Chessel choste?

Hausierer:

Blos vier-zwänzg. Kein große Poste.

Mann (*eintretend*):

Häst du Geld, daß d' chrome witt?

Frau:

I luegs blos a, i chaufe nüt.

Do – dä Chessel wott er gäh

Um dreienhalbe – dä wär z'näh.

Hausierer:

Halt det, Fräuli! 's goht nid a!

Nei, vier Franke mueß i ha!

Mann (*zur Frau*):

Säg, pressierts denn wüerkli so?

Hausierer (*ihm den Kessel hinhaltend*):

Lupfed so en Chessel do!

Ist er nid sechs Franke wert?

Frau:

Um drei-füfzg!

Hausierer:

E wär verehrt!

Mann:

D' Waar ist schon recht; aber Frau – –

Mit em Geld – de weißt doch au!

Frau (leise):

Bi für d' Not dei scho no bstellt,

Ha no chli vom Ankegeld.

Mann:

Müeßt ich ha zu Schnupftaback,

Hettst denn sicher nüt im Sack. (*Schnupft.*)

Hausierer (*auf den Kessel klopfend*):

Wä' me hundert Stund wit lauft

Wird kei bessers Stuck verchauft.

Frau:

Um drei-füfzg – dänn will en näh.

Hausierer:

Chost mi wills Gott selber meh.

Mann (*zur Frau*):

Los es gelte no für hüt!

Hausierer:

Um drei nünzg! Verdiene nüt!  
's ist mer nu, daß öppis lauft,  
Ha hüt no kei Stuck verchauft.

Frau:

Du – wa meinst?

Mann:

Ich nämt e nid.  
Nu – Du machst jo doch wad' witt!

Hausierer:

Ach – me mueß enand loh lebe,  
Um drei-achtzg – er ist vergebe!

Frau:

Nu, dänn cha mes schließli woge,  
Wänd enand nid länger ploge.  
Do sind d'Rappe. Zelled noh.

Mann:

Hettst säb Trächterli no gnoh,  
Wenn durchus mueß g'chromet si.

Frau:

Denk, säb git er dänn no dri.

Hausierer:

Jo, säb chönd er i iez denke,  
We' me-n-alles sött verschenke!

Mann:

Chönd dänn mit is z'znüni näh.

Hausierer:

Guet, denn isch es gmacht, persee.

Mann:

Frau, hol ue, mer packeds grad.

Frau:

Chömed nu, 's ist gli parad. (*Ab.*)

Mann:

Ha sust gar kein Chauflost hüt.

Hausierer:

Wenns amig nu en Handel git!

Aus «Öppis für's jung Volk», Kleine Theaterstücke, Heft 5, Verlag von J. Wirz,  
Grüningen, 1900

## Wettstreit der Jahreszeiten

Zwei Mädchen und zwei Knaben als Frühling und Sommer, Herbst und Winter.

*(Alle vier treten zugleich auf.)*

Frühling *(etwas hervortretend)*.

So, ihr Lüt, do si' mer jo!  
Händ er eusen B'richt vernoh?  
Händ er g'hört, was für en Zwist  
Under eus entstanden-n-ist?  
Summer, Winter, Herbst und ich,  
Jedes möcht de Pris für sich:  
Jedes meint, am meiste-n-Ehr  
G'höri ihm vo Alters her.  
Nu, i denk, es werdi do  
Niemerd starch im Zwifel stoh,  
Denn das lit jo uf der Hand,  
Daß de Früehlig jedem Stand  
Wohl so wit si Sunne dringt,  
Doch die meiste Freude bringt.  
Lustig grüened Feld und Wald,  
'S ist nid z'warm und ist nid z'chalt.  
'D Blüemli blau und wiß und rot  
Wached uf us Wintersnot,  
Strecked si im Sunneschy –  
O, wer möcht au trurig sy!  
D'Vögeli gänd Freikonzert;  
Jedes hät jo, was' begehrt.

'S tönt vo jedem Zwig und Ast,  
Daß me sich mueß bsinne fast.  
Und ihr Chind, wie händs denn ihr?  
Isch es nie e rehti Fyr,  
Wenns noch langem Husarrest  
Endli lüt zum Früehligsfest?  
Isch es nid e schöni Freud,  
Fangis z'mache-n-uf der Weid;  
Balle werfe, Ringli schloh,  
Schiffli uf de Weiher zloh,  
Pfiffe schnide, Reife schlinge,  
Summervögle nohespringe?  
Isch nid schön, dem Bächli noh  
Blumen z'suche, und devo  
Chränzli z'winde-n-allerlei,  
Und am Obig lustig hei?  
O, ich wüßt no vieles z'säge,  
Doch ihr chönd iez minetwege  
'S Urteil fälle wie-n-er wänd:  
Glaube müend er glich am End,  
Daß, öb Mänge-n-anders lehrt,  
Doch dem Früehlig 's Chränzli ghört.  
Zwor, mi Meinig ist das nu,  
Summer, säg, was weist denn du?

Sommer.

Ich? Ich mueß mi wüerkli bsinne,  
Wie-n-ich well min Spruch beginne,  
Denn ich weiß nid so viel z'rüeme,  
Und um d'Sach eso z'verblüeme  
Wie min liebe Früehlig da,  
Mueß me schon es Mundstuck ha.  
Wohr isch jo, und 's tuet mer leid,  
So viel Lust und so viel Freud  
Wie de Mai cha-n-ich nid bringe;  
Doch wer wett au immer singe?  
Mueß denn nid au gschaffet si?  
Spis und Trank wott Groß und Chli.  
Und wo chäm das alles her,  
Wenn es 's ganz Johr Früehlig wär?  
Allerdings, es ist kein Gspaß  
Z'werche-n-ohni Unterlaß  
Und im heiße Sunnebrand  
Chorn und Heu und Allerhand  
Under Dach und Rafe\*) z'tue;  
Früeh und spot gits wenig Rueh.  
Drum wer ful ist und bequem,  
Dä findt mich nid angenehm.  
Aber, will me 's recht betrachte,  
Mueß me mich doch höher achte,  
Als dä lustig Sorgefrei:  
Alli Welt nähr ich allei.  
Au mi Hitz ist wol z'erträge.  
Mänge hani scho ghört säge,

\*) Dachbalken, Gebälk

D' Sunn tüeg ihm minder weh,  
As de Rife-n-und der Schnee.  
Oft zwor brennt sie wie-n-es Für,  
Doch gits Mittel au defür:  
Wer kei Lust hät, immer z'schwitze,  
Mag e chli am Schatte sitze  
Und e Bad zum Überfluß  
Druf go näh im chüele Fluß.  
Schiffli fahre-n-ist au schö,  
Chüele Wind goht uf em See;  
Über mini Chriesitage  
Ha-n-i keine no ghört chlage.  
Und zum Nochtisch bring i jo  
Allerlei für Süeßes no:  
Eierplumen, Beerignueg,  
Und es Gümpli Wy in Chrueg.

Herbst (*schnell*).

Halt det, Summer! Säb ist nüt! –  
Zürned's nid, ihr guete Lüt,  
Daß ich mueß derzwisched cho.  
Doch ich cha nid anderst do:  
Ich, de Herbst, mueß protestire,  
Mueß dem Summer reklamire,  
Daß er inbetreff dem Wy  
Gwaltig mueß im Irrtum si.  
Zwor, er macht de Trube heiß,  
Chochets ab, wie jede weiß;  
Aber Guu und Farb und Chraft  
Git de Herbst dem Rebesaft.  
Und de Wümmed, fallt mer i,  
Ist no nie im Summer gsi.  
Wy erfreui 's Menscheherz,  
Machis frei vo Sorg und Schmerz,  
Heißt es i der Bible scho –  
Wer's nid glaubt, lueg selber noh.  
Drum wer solchi Gabe schenkt,  
Chunt nit z'hinderst, hett i denkt.  
Au für eu, ihr liebe Chinde,  
Ha-n-i, was me Guets cha finde:  
Öpfel, Bire, Nuß bigost;  
Wenn er Durst händ, süeße Most.  
Nei, uf Ehr, es git kei Zit,  
Die eu so viel z'biße git,  
Und ihr wünschted, isch nid wohr?  
Wenn's nu Herbst wär 's ganzi Johr!

Winter.

So, iez chäm zum guete-n-End  
Au de Winter, wenn er wänd,  
Lupft sis Chäppli, macht sin Grueß,  
Sait si Sprüchli, wil er mueß.  
Zwor si Red wird nid so breit,  
Die andre händ jo alles gsait;  
Und ich bi, säb fürchi fast,  
Mängem gar kein werde Gast.  
Denn ich bi-n-en frische Gsell,  
Frog' nid lang, was jede well;  
Füere streng mis Regiment  
Ohni Knix und Kompliment,  
Decke zue, was mir nid g'fällt  
Mit mim Schneetuech wiß und chalt,  
Mol defür as Fensterglas  
Gras und Blueme, mir zum Spaß.  
Au als guete-n-Inschinör  
Kennt me mich vo-n-Alters her,  
Baue-n-über See und Fluß,  
Brugge, fest, us einem Guß,  
Ohni Pfler, ohne Stei,  
Ohni Helfer, ganz allei.  
Wänd ihr au so öppis tue?  
Summer säg, was saist derzue?  
Frühlig, gäll, du gstohst mer i,  
Daß ich nid der Hinderst bi.  
Und ich bi, um Alles z'säge,  
Au a Freude nid verlege.  
Vielmeh cha-n-en jederma

Dur mich mängs Vergnüege ha:  
Schlittefahre-n-ab der Höh,  
Schlittschueh laufe-n-uf em See.  
Wer a dem kein Gfalle hät,  
Blib mira diheim im Bett.  
D' Wienachtszit mit Glück und Lust  
Füllt mit Frohsinn jedi Brust.  
Eierzöpfli bringt 's Neujahr,  
Birewegge no sogar!  
D' Fasnachtchüechli sind au guet;  
Und wer nid gern böögge tuet,  
Dä lohts blibe, das ist klar,  
Mänge-n-ist drum glich en Naar.  
Nu – au d' Narre sind jo Lüt,  
Scheltet mer drum d' Fasnacht nid.  
Alles mueß me recht betrachte,  
Müend de Winter nid verachte.

Frühling.

So, iez händ er denki ghört,  
Wie sich jedes schmückt und wehrt.  
Ich ha gmeint, nu ich chön schwätze,  
Doch ich gseh, ich bin am Lätze:  
Sie chönds besser, weder ich!  
Nu, das ist am End au glich.  
Wä' me das und dieses ghört,  
Wird me schließli doch belehrt.  
Wä' me d' Wohret säge möcht:  
Jedi Zit hät ihres Recht.  
Ich bring Blueme, Laub und Lust,  
Summer brennt au nid umsust,  
Rifet 's Chorn und chocht de Wy,  
Und de Herbst, dä schenkt en i.  
Selbst de Winter, chalt und rauh,  
Hät si gueti Site-n-au.  
Mir wänd drum nid länger strite,  
Wänd au nid ums Urteil bitte,  
Wüssed doch, daß nie zwee Ma  
Chönd die glichig Asicht ha.  
Jedes bhalt' si Meinig drum  
Grad für sich; es wär jo dumm  
Länger z'zangge-n-ohni Grund.  
B'hüeti Gott und blibed gsund!

*(Alle vier sich verneigend ab.)*

Aus «Öppis für's jung Volk», Kleine Theaterstücke, Heft 1, Verlag von J. Wirz, Grüningen, 1900

# Gedichte

## Der Mensch und die Zeit

Es eilt die Zeit, leicht ist ihr Schritt,  
Wir müssen mit, wir müssen mit.  
So mancher kann es nicht verstehn,  
Er möchte gern gelassner gehn.  
«Wozu die Hast? So halt' doch ein,  
Minuten sollten Stunden sein!»

Die Zeit geht lächelnd ihren Weg.  
«Wie – wenn bei dir die Unrast läg'?  
Eilst du mir nicht jahrein, jahraus  
Mit deinem Sorgenpack voraus?  
Zählst du nicht jeden Meilenstein,  
Statt dich des Blütenbaums zu freu'n?

Der Tag ist länger als du denkst,  
Wenn du dich ihm in Liebe schenkst.  
Das Kind, weil es beim Glück verweilt,  
Hat dein Geseufze nie geteilt.  
Dein Jahr währt' eine Ewigkeit,  
Nähmst du dir nur zum Leben Zeit.»

Aus: «Der Bund mit dem Leben», Volksverlag Elgg, 1951, S. 125

## Wegrast

Ich bin schon lange unterwegs,  
Ich kenn' die Berge, Dorf und Tal,  
Und doch, mit jedem neuen Tag  
Seh' ich die Welt zum erstenmal.

Zum erstenmal den dunklen Wald,  
Der tausend Märchen scheu verhehlt,  
Das zarte Grün der jungen Saat,  
Die mir von Not und Glück erzählt.

Der Märzwind hat mich oft umspielt,  
Er weiss von Wundern Jahr um Jahr.  
Versunkne Lenze steigen auf  
Und bringen ihr Geschmeide dar.

Ich bin schon lange unterwegs  
Und hab' in manches Aug' geblickt;  
Das Rätsel, das kein Weiser löst,  
Hat mich aufs neue stets bestrickt.

O süsse Wegrast, wenn du weisst,  
Das heil'ge Staunen bleibt dir treu!  
Noch mancher Tag ist ungelebt  
Und jeder Tag ist reich und neu.

Aus «Der Bund mit dem Leben», Volksverlag Elgg, 1951, S. 84

## Wohltun in Kriegstagen

Ich hör' es nicht gern, das laute Rufen,  
Das Beten vor des Tempels Stufen:  
«So sieh es, Herr, in Gnaden an,  
Wir haben den Fremden Gutes getan!»

«Wir fühlten mit ihrem Jammer Erbarmen,  
Wir wuschen den Siechen, wir speisten den Armen,  
Selber in Not, wir kargten nicht,  
Wir übten Samariterpflicht.»

Lieber sind mir, die stumm sich neigen,  
Ihr Wohltun ist Liebe, ihr Trost heisst: schweigen.  
Wo Ungeheures sich erfüllt,  
Bleibt arm, wer vor sich selber gilt.

Aus «Lebenstreue», L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1923, S. 72

## Mutter

Nun gingst auch du den stillen Gang,  
Ein Licht verglomm, ein Ton verklang.  
Es war ein Leben, schlecht und recht,  
Sein Sinn war gut, sein Kern war echt.

Umfangen noch vom Kindheitstraum,  
Nahm Arbeit dich in Pflicht und Zaum,  
Die Arbeit blieb dein Teil und Gut,  
Du wusstest nie, wie Wohlsein tut.

Den Mädchenstrauss in deiner Hand,  
Du pflücktest ihn im Sorgenland,  
Die Hochzeitsglocke, bang und klar,  
Sang nicht das Lied vom Märchenjahr.

Der plumpe Alltag zwingt die Welt, –  
Du hast dein Gärtlein doch bestellt!  
Du schütztest mit verwerkter Hand  
Für uns das Flämmchen, Glück genannt.

Die Tränen, die dein Hügel trinkt,  
Die Rose, die vom Kreuzlein winkt,  
Sie künden laut wie ein Gebet,  
Dass Liebe nicht verloren geht.

Aus «Aus meinem Sommergarten», Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig,  
1917, S. 152

## Spruch und Einfall

Wer stets in Treuen schafft sein Sach,  
Darf stolz sein auf sein Tor und Dach.  
Es sitzt kein Fürst so hoch im Land,  
Er nährt sich durch des Bauern Hand.

Ewige Mühsal ist unser Teil –  
Mühsal ist Segen, Arbeit ist Heil.  
Glücklich, wer sich geborgen weiss,  
Aber des Brotes Würze ist Schweiß.

Wer schweigen kann und warten,  
Dem wachsen Rosen im Garten.

Schaff' nicht zu wenig, nicht zu viel,  
Der Sonntag sei des Werktags Ziel;  
Er gibt der Arbeit ihren Sinn  
Und holt aus Mühen den Gewinn.

Ein treues Herz ist der Sonne gleich,  
Es wärmt ohn' Ende und bleibt doch reich.

Das Leben ist ein Mühlenhaus,  
Schütt' Korn hinein, kommt Mehl heraus.  
Ein guter Wille tut sehr not,  
Nach den Kernen schmeckt das Brot.

All Tag im Jahr  
Ein Freudlein nimm wahr!

Des Ährenfeldes Mittagstraum,  
Das Finkenlied im Apfelbaum,  
Geborgenheit in Hof und Haus –  
Du schöpfst den Segen nimmer aus!

Frohes Schaffen erhält gesund,  
Guter Wille ist aller Weisheit Grund.

Die Erde ist stark. Kein Riese zerbricht  
Das Band, das ihn heilig mit ihr verflucht.

Der Bauer der kein Gärtlein hat,  
Den macht auch nicht der Acker satt.

Bauernkraft und Bauernfleiss  
Machen selbst der Arbeit heiss.

Glocken hören auf zu schlagen,  
Lippen hören auf zu fragen;  
Doch auch stummgewordner Mund  
Tut uns oft viel Liebes kund.

Nimm das Glück der Stunde wahr,  
Gott bringt sie dir nur einmal dar!  
(*Sonnenuhrspruch*)

Was ich mir selbst verzeihen kann,  
Sieht auch der liebe Gott nicht an;  
Doch was mich heimlich drückt und quält,  
Was ich mir selbst zur Qual erwählt,  
Das flicht mir Dornen in den Kranz,  
Und kein Vergessen löscht es ganz.

Aus «Der Bund mit dem Leben», Volksverlag Elgg, 1951, S. 225–226

## Von meinem Ochsen

Auch die Tiere, ihr dürft nicht lachen,  
Können sich ihre Gedanken machen.  
Einen Ochsen hab' ich im Stalle –  
«Ochsen sind dumm!» unterbrecht ihr mich alle.  
Doch, da muss ich protestieren:  
Der meine geht zwar auch auf Vieren,  
Zupft aus der Raufe sein karges Fressen,  
Ist auf Arbeit nicht arg versessen,  
Zum Reden will seine Zunge nicht taugen –  
Aber mein Ochse hat zwei Augen,  
Runde Glotzaugen, die langsam sich drehn  
Und dennoch viel verraten und sehn.

Oft wenn er pflügt mit müdem Rücken,  
Scheinen sie gleichsam nach innen zu blicken:  
«Einmal, einmal war eine Zeit,  
Wo in Wäldern, auf Steppen weit,  
Sich mein zäh und trotzig Geschlecht  
Wehrte und nährte nach seinem Recht,  
Unverweichlicht, vom Frondienst frei.  
Wer rief dies Zwergengeschlecht herbei,  
Das laut auf seine Bestimmung pocht  
Und alle Kreatur unterjocht?»

Im Ganzen – die Wahrheit soll man ehren –  
Mein Ochse könnt' manchen Menschen lehren,  
Wie man als williger Untertan  
Tut und lässt, was man muss und kann.

Wenn kein Futter mehr in der Krippe,  
Ob satt oder nicht, er leckt sich die Lippe,  
Legt sich nieder und mahlt und kaut,  
Bis er das Seine redlich verdaut.  
Komm' ich dann mit dem Joch auf dem Arm  
Blinzelt er erst: hier läg' sich's warm!  
Doch ich brauche nicht grob zu werden:  
Macht ihm auch der Entschluss Beschwerden,  
Er stellt sich gelassen auf die Beine,  
Folgt mir rechtschaffen an der Leine.

Freilich – jetzt muss ich was Arges erzählen,  
Auch ein Ochse kann einmal fehlen:  
Jüngst, als ich ihn zu Markte wollt' führen,  
Wagt' er's, ernstlich zu rebellieren,  
Blieb urplötzlich breitbeinig stehn,  
Hat mich sonderbar angesehen:  
«Menschlein – du kannst mir nicht entrinnen,  
Ein Hornstoss, und du fährst von hinnen!»  
Mein armes Stündlein, wähnt' ich für mich –  
Sieh da – mein Ochse liess reden mit sich!  
Und plötzlich fiel ihm was andres ein,  
Er empfahl sich und lief feldein.  
Fern im Busch ist er verschwunden,  
Zwei Tage hat man ihn nicht gefunden.  
Aber am dritten, des Abends spät,  
Sah' ich, dass er vorm Stalltor steht.  
Vor Freude tät ich die Strafe ihm schenken  
(Ihr müsst an 50 Goldstücke denken).

Ich schob in die Raufe das beste Heu,  
Versorgt' ihn reichlich mit weisser Streu,  
Bürstet' ihm glatt die Haare kraus,  
Da sah er wieder gesittet aus.  
Bei guter Kost kam er bald zurecht – –  
Am Freitag holt ihn der Schlächterknecht ...

Aus: «Der Bund mit dem Leben», Volksverlag Elgg, 1951, S. 141–142

## Hauszank

Wir rühmen gern unsrer Väter Art,  
Ihr tapferlich Trotzen und Siegen,  
Sie haben die Klingen nie gespart,  
Sie liessen das Fähnlein fliegen.  
Sie haben ihren Kohl gebaut,  
Sie haben auf ihren Bund vertraut  
Und sich nicht lassen biegen.

Wir feiern Feste, wir reden viel  
Im Rat und auf der Strasse;  
Doch jeder sieht nur das eigne Ziel  
Aus seinem engen Gelasse.  
Hie deutsch, hie welsch! Hie Herre, hie Knecht!  
Will jeder bekehren, denn jeder hat recht,  
Er misst mit dem eignen Masse.

Frau Helvetia schaut zum Fenster hinaus,  
Sie hat viel treue Gedanken:  
Nun weht so ein böser Wind ums Haus  
Und meine Buben zanken!  
Ist das für die Mutter ein Ohrenschmaus?  
Kommt heim, ich klopf' euch die Hosen aus,  
Und nachher dürft ihr mir danken!

Aus «Lebenstreue», L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1923, S. 78

## Weggefährten

Abends, wenn ich heimwärts schreite  
Auf dem rauhen Ackerpfad,  
Hat ein sonderbar Geleite  
Oft sich heimlich mir genaht.

Müdes Volk. Gebeugt den Nacken  
Und die Arme schlaff und schwer,  
Wandeln sie mit Karst und Hacken,  
Stille Leute, nebenher:

Abgestorbne Werkgenossen,  
Die den gleichen Grund bebaut,  
Gleicher Sonne Glanz genossen,  
Gleichen Sternen stumm vertraut.

Der dort mit der Axt, der breiten,  
War's, der einst den Hochwald schlug  
Und auf kaum verglühten Scheiten  
Bresche legte für den Pflug.

Andre folgen; Schwert und Spaten  
Glitzern in der gleichen Hand.  
Erdkraft jeder. Ihe Taten  
Hat kein Sang, kein Buch genannt.

Wenn der Heimstatt Lichter funkeln,  
Winkt mir nah des Herdes Glück,  
Dann bleibt ohne Gruss, im Dunkeln  
Festgebannt, die Schar zurück.

Einer lächelt: «Bleib hienieden  
Treu wie wir der treuen Last,  
Dass auch du im Himmelsfrieden  
Eine Erdenheimat hast!»

Aus «Der Bund mit dem Leben», Volksverlag Elgg, 1951, S. 11

## Der seltsame Pflüger

Ein Traum. Ich stand im Winterland,  
Die weisse Decke tief und schwer  
Lag weit bis an den Himmelsrand,  
Rauh blies der Nordwind drüber her.

Ein Pflüger lenkte sein Gespann,  
Zog durch den Schnee die Furchen hin.  
Beharrlich schritt er ab und an,  
Als winkten Ernte und Gewinn.

Ich trat zu ihm. «Was schaffst du da  
Und mühst dich wie ein töricht Kind?  
Eh noch ein neuer Morgen nah,  
Ist all dein Werk verweht vom Wind.»

Er sah mich von der Seite an  
Und pflügte weiter ohne Hast,  
Hat sorglich mit der Schaufel dann  
Die Ackerbreite eingefasst.

Im Weiterschreiten fiel mir ein:  
Bist klüger du als dieser Tor?  
Du wälzest mühsam Stein auf Stein  
Und baust ein Haus mit Tür' und Tor.

Ein kleines, und was heute gross  
Dir scheint, erkämpft mit Schweiss und Streit,  
Ist ein verlornen Tropfen bloss  
Im Meere der Vergessenheit.

Ein Stündchen, und dein Licht erlischt.  
Dein Lebenshort an Glück und Weh,  
Er liegt versunken – und verwischt  
Dein Pfad: des Pflügers Spur im Schnee.

Aus «Der Bund mit dem Leben», Volksverlag Elgg, 1951, S. 153

## Wenn der Frühling kommt

Drei Zwerglein läuten den Frühling ein  
Mit weissen und gelben Glöckchen fein,  
Drei Elfen tanzen im Sonnenlicht,  
Lauschen, was der Märzwind spricht.  
Kommt der Käfermann vor sein Haus,  
Putzt sich die Brillengläser aus:  
«Was fangt ihr für 'nen Spektakel an,  
Dass unsereins nimmer schlafen kann?  
Ei – da guckt ja ein Veilchen herfür!»  
Schleunig kehrt er sich gegen die Tür:  
«Alte! Hab' ich's nicht immer gesagt?  
Hurtig die Läden auf, es tagt!»  
Wupp! Schon schlupft die durchs enge Loch,  
Hinter ihr her drei Nachbarn noch.  
Alle fünf tun vor Freude dumm,  
Laufen wie närrisch im Kreis herum,  
Tollen und überkugeln sich satt,  
Bis einer ein Beinchen zu wenig hat.

Frau Ameise fängt nebenan  
Just ihren Bau zu flicken an.  
«Dies vornehme Pack – man ärgert sich schwer –  
Weiss nicht, dass Kisten und Kammern leer,  
Faulenzt schon am ersten lieben Tag,  
Mich wundert's, wie das noch kommen mag.»

Hoch im Apfelbaum sonnt sich ein Fink.  
«Pinke – pink! Pinke pink!  
Der Kurier ist schon abgesandt,

Er holt mir mein Weibchen aus Mohrenland.»  
Spatzen und Ammern lärmen laut:  
«Kommt alles, wie wir's vorausgeschaut!  
Gestern der Schlehdorn, der Kirschbaum morgen –  
Fahrt immer dahin, ihr dämlichen Sorgen!»

Professor Rabe, weiss nicht warum,  
Denkt heut auch nicht ans Studium.  
«Wissen soll's nun mal jedermann,  
Dass Unsereiner auch singen kann!  
Globu! Kraha! Das klang aber fein!  
Übers Jahr werd' ich bei der Oper sein.»

Der Winter hockt am Schattenrain,  
Stopft sein Stummelpfeifchen sich ein,  
Tut erst, als ging' ihn alles nichts an –  
Aber schon fängt er zu laufen an:  
Hopp hopp hopp! Über Stock und Stein,  
Ein Schmetterling gaukelt hinter ihm drein.

Aus «Die Stille der Felder», Verlag L. Staackmann, Leipzig, 1913, S 59–60

## De Patzient

En Puur chunt z'Stadt de Morge früeh,  
Er goht zum Tokter Choller ie,  
Er truckt am Chnopf e Viertelstund,  
Bis d'Magt dänn entli usechunt.  
«Was händ er welle?» froght si suur.  
«Ich wott zum Tokter,» sait de Puur.  
«De Tokter ist no nid in Gänge.»  
«Hänu – dänn wartet me-n-ewänge.»  
Druf hät en d'Magt am Ermel gfuehrt  
Und in e Stübli ie bugsiert,  
Dänn sait sie höfli zu dem Chnab:  
«So, ziehnd i nu efange-n-ab,  
Dass dänn kei Zit verlore goht,  
De Tokter ist hüt leider spot.»

Min Puur lenkt ase langsam y;  
Er tänkt: Das wird so müese sy.  
Z'erst hät er d'Strümpf und Schueh abto,  
Dänn ist de Rock a d'Reihe cho,  
s Grawättli, d'Wesste-n-und de Chrage  
Au s Hemp liit schliessli uf em Schrage.  
Er wicklet dänn no d'Hose-n-ue  
So wit dass goht. Jez sött's es tue.  
Er hockt zum chalte-n-Ofe häre, –  
Hä – eebig wird das au nid währe!  
Er schlotteret wie en nasse Hund,  
Bis dänn de Tokter schliessli chunt.

Dä undersuecht en noch de Note,  
Hät truckt und g'chnetet, g'spannt und g'rote;  
Er misst em d'Fieber unschiniert,  
Und au de Puls wird gnau notiert.  
Er bopperet a de Rippe-n-ume  
Und loset mit sim Rohr zäntume,  
Er luegt au d'Zunge gründlech a  
Und stocheret ime hohle Zah,  
Er gnappet ame-n-alte Stumpe,  
Dänn chunt er mit der Magepumpe;  
Er sait, wo d'Sach im Teller liit:  
«De Mage schafft – ich finde nüt.»

Au's Gangwärc h is a d'Reihe cho,  
De Tokter frogt dem Fuessschweiss noh,  
Min Köbi mues e Träbli mache,  
Er schwitzt, und sött doch heimli lache.  
Do wo-n-er meint, jez heb er Rueh,  
So mues er no en Chnopf uftue,  
Mues hueste, wie-n-e dämpfigs Ross. –  
De Tokter findt kein Nagel z'gross.

Jez fahrt'r en a, grad wie en Leu:  
«Botz Sackerment, wo fehlt's denn Eu?»  
De Köbi luegt en g'spässig a:  
«Hä – – sött ich denn e Chranket ha?  
No dryssg, vierzg Jöhrli tänk i's z'woge –  
Ich ha blos höflech welle froge,  
Öb de Herr Tokter nid die Wuche  
E Chlofter föhri Holz chönt bruche.

Aus: «Öppis us em Gwunderchratte», Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1923,  
S. 96–99

## **Etlech Kapitel über d'Fästsüüch**

In üsem Schwitzli isch herrlech z'lebe,  
Die Andre vergunned's üs nid vergebe:  
Im letschte Chrache, im hinderste Nest  
Fyred mir wacker Fästli und Fäst.

Mir händ das los, es lyt is im Bluet,  
Nid emol 's Schaffe g'lingt is so guet.  
Wenn alles schlingget: Obst, Weize, de Wy –  
Fähne müend use! G'fästet mues sy!

Mir bätted nüme um 's tägli Brot,  
Einzig Fästwetter tuet üs not.  
Doch wenn dänn opper vom Stüüre verzellt,  
Dänn hät niemer ka Gält.

Di «Eidsgenössische» gönd vora,  
Wer do nid mitmacht, dä ist kan Ma.  
E Wuche, zwoo, drei i Suus und Bruus,  
Mer chömed gar nüme zum Trubel us.  
D'Begeist'rig ist gross, d'Fästhütte-n-ist z'chly,  
D'Helvezia schwümmt im Ehrewy,  
Sie schluckt a zweihundertfüfzg Toaste, –  
Wenn's dune sind, cha sie wieder faste.  
Und sött sie en Suppewegge ha,  
So mues es vor's Volks, und das stimmt: Naa!

A jedem Wirtstisch schloht me's breit:  
«So – däre hä'mer's wied'r emol gsait!  
Scho wieder bleche? Das hett no g'fehlt!  
Die wott nüt als Gält!»

Dernebst wird g'fästet dorfus, dorfy,  
Und alles macht mit, 's ist alles deby.  
Sie fyred, und müesstid's d'Fäststimmig pumpe,  
Wo ist dä Verein, wo sich loht lumpe?  
Di grosse, di chlyne, do fehlt e kein,  
Nid emol de Schillerchrageverein.

De Lorbeer hät's wärd in üserem Ländli,  
Mer opf'red defür de Bappe-n-und 's Pfändli.  
Uf en Helvezierchopf ue g'hört en Chranz:  
Das git em de Boge, das git em de Glanz!  
Ohni Chranz darf ein hüt chum me veruse,  
Me turnet, me schüsst, me jodlet ein use;  
Er mues hinder Glas und Rahme pralle  
Bin Künste zue, wo'me nid cha zalle.  
En Chranz mues häre, und chosti's d'Welt –  
Do händ's dänn Gält!

Z'Melchrütli obe, drei Stund hind'rem Moo,  
Händ's en neue Schiessstand übercho;  
Zugschybe, für siebe Mannbli zäh, –  
Jez chan üs 's Vatterland Niemer me näh.

Schulde hät's ggäh wie Schiterbyge,  
Aber am Fäst lönds d'Batze flüüge!  
E Hütte, sie langti für en Kanton,  
Und doch wird si voll bis an e Person.  
D'Fästjumpfere tüend si entspreched verschöne,  
(Zwoo händ's zu dreie zwor müese vertlehne).

D'Regierig ruckt a i Korporee,  
So öppis lönd sich die Herre nid näh.  
Sie händ sich d'Volksgunst im Sturm erworbe:  
Mit em Suwerän wird g'lebt und g'storbe.

De Herr Lehrer hät d'Fästred. Er git sich Mueh.  
De Schweiss lauft em bachwys in Chrage-n-ie.  
Er fyret d'Schüsskunst als Lebesquell  
Und rüehmt de verstorbe Wilhelm Tell;  
's sei schön, wennis am Sunntig vom Morge frueh  
Chlöpfi bis spot in Abed ie;  
Wer i der Natur well spaziere goh,  
Dä chön sich jo versichere loh.  
Si Zunge lauft wüerkli wie im Schmutz,  
Z'letscht chunt natürlu de Heimatschutz.

Au 's Wit're händs noch Programm verrichtet,  
De Gmeindrot wird bengalisch belüüchtet.  
«Jo – wä'mer dieni Manne nid hettid!  
Die chönd was' müend, die tüend was si söttid!»  
Die Herre Gmeindröt händ d'Müüler g'schleckt,  
Und jede hät quasi sich selber entdeckt.

Acht Tag druf hät's dänn de Haber gstoche,  
Sie händ i der Gmeind vo'me Strössli gsproche,  
Wo sötti überchieset sy,  
Me sinki jo bis an Hals ue y.  
Do händ's dänn fryli nid chönne lande,  
Sind abeg'heit mit Schimpf und Schande.  
«I dä rige Zite – Strosse mache? ...  
Wenn's nid zum Brüele wär, wär's zum Lache.  
Und sonig Chindschöpf regiered d'Welt?  
Mir händ ka Gält!»

De Schärmuuserveteraneverein z'Langgrütt  
Hät e-n-Eichechränzli ermuuset hüt.  
Im dreiesiebezgiste Rang,  
Sie händ sich träniert drufhy johrelang.  
Jez isch 's ganz Gmeindli an Bahnhof cho,  
Me hät zweiezwanzg Böllerschütz abg'loh,  
Druf wird en Umzug arrangschiert  
Und mit drei Fähne dur's Dorf g'marschiert:  
De Handorgleverein, im ganze zwee Ma,  
Lauft mit em Täfelibueb vora;  
De Chranzverein wird per Auto gfüehrt,  
Es hät die meiste zu Träne g'ruehrt.  
Dänn chunt de Chüngeliklub mit de Fraue,  
De Chnüühoseverein, dä loht si au g'schae,  
Ferner d'Behörde, de Wächter samt Spiess,  
D'Schuelerbuebe und anders Gmües,  
Wer nid cha laufe, dä loht si träge;  
Und z'hinderst no siebezäh Chindewäge.  
Sechs Flagge hanged a jedem Huus,  
D'Chindbettere lueged zu'n Feistere-n-us.

Im Ochsesaal händ's de Fästakt g'ha,  
Händ gsunge: Heil dir Helveezia!  
De Wy hät zündt, d'Füfliber sind gfloge,  
D'Nacht hät sich e Stuck in Tag ie zoge.  
Dänn noh und noh ist me doch afange  
Zum Chatzejommer überg'ange.  
«O jegerli – was hä' mir für Zite! ...  
Me sött der Regierig 's Regiere verbütte! ...  
Abbreche sött me die truurig Welt  
Und vergante – dänn gäb's emol Gält!»

Aus «Öppis us em Gwunderchratte», H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1923, S. 7–15

## Die drei Pferde im Himmel

Begab sich's jüngst im Pferdehimmel,  
Ein Fuchs, ein Brauner und ein Schimmel  
Kamen zusammen überein,  
Heut müsse mal ein Festtag sein.  
Liessen sich mit Hafer bedienen,  
Gingen spazieren darauf im Grünen  
Bis hinaus an des Gartens Rand,  
Wo man hinab sieht aufs Erdenland.  
«Seht dort», sprach der Schimmel gelassen,  
«Die reiche Stadt mit den breiten Gassen!  
Dort unten lebt' ich in Lärm und Gewimmel  
Als verachteter Droschkenschimmel.  
Redlich war ich, das darf ich sagen,  
Liess mich geduldig hetzen und schlagen;  
Immer müde und immer willig  
Fand ich es nur recht und billig,  
Dass mein Herr, der mich ja bezahlt,  
Mich ein krummes Luder schalt.  
Schwitzen und frieren – ist's nicht zu tragen,  
Schafft man höheren Wesen Behagen?  
Oft, wenn ich glaubte, sterben zu müssen,  
Hört' ich hinter mir scherzen und küssen.  
Hielt ich steif mich auf den Beinen,  
Gab mir Müh', vergnügt zu scheinen.

Aber einmal ging's doch zu End',  
Vor dem Dom dort war's, wo das Mondlicht brennt.  
Nun Fluchen und Zerren: «Was gibt's denn? Ei!  
Schnell ein anderes Fuhrwerk herbei!»

Den Schutzmann hab' ich noch gesehen  
Mit blanken Knöpfen neben mir stehn:  
,So'n Spektakel, und an dem Ort!  
Zugegriffen! Das Aas muss fort!  
Item, ich denke, man lebt auf Erden  
Eben, um gequält zu werden!«

«Plebejergeflenn!» Der Fuchs konnte lachen.  
«Wer wird von so was ein Wesen machen!  
Was du erduldet in Tagen und Jahren,  
Hab' ich zehnfach in Minuten erfahren. –  
Ein Rennplatz mit flatternden Fahnen und Kränzen,  
Tausend Augen, die trunken glänzen!  
Ein Kampf um Sieg, um den goldenen Preis –  
Wer wird ihn erringen? Mein Reiter sagt leis:  
,Heut oder nie!' – Das Fähnlein fällt.  
Durch! Es gilt ein Leben, die Welt!  
Flanke an Flanke – Gesplitter, Geraun:  
Überflogen sind Hecke und Zaun!  
Mein das Feld! Lebendige Wogen  
Lärmenden Volkes in weitem Bogen.  
Ganz nah, auf seidenbeschlagenem Stuhle  
Sitzt mein Herr, neben ihm seine Buhle.

Zweite Runde. Schon schwerer der Huf,  
Wieder der sinnenbetäubende Ruf!  
Jetzt Schnauben und Pusten – ein Blitz, ein Blick –  
Der Rivale bleibt nicht zurück!  
Wird seine Kraft ihn länger tragen?  
Lähmender Schreck! Plötzlich Versagen ...  
Ein Ruck! Das ist mein Reiter nicht mehr,

Ein Teufel sitzt mir im Nacken schwer,  
Er klammert sich fest – sein Stachel ist heiss –  
Die Peitsche eisern – Blut ist mein Schweiß!  
Dunkel verworren Wesen und Raum,  
Alles ein greller, ein wüster Traum!  
Die Stangen tanzen gaukelnd vorbei –  
Neben mir Hufschlag – ein heiserer Schrei!  
Dort! Die Fahne! Sie blüht und schwillt!  
Ein elend Ringen, verzweifelt, wild,  
Aus tausend Augen ein einziger Strahl,  
Verzehrend wie Feuer, dumpf wie die Qual!  
Nun brüllender Hochruf. Fanfaren. Geschrei –  
Der Preis ergattert, das Glück stand mir bei.  
Ganz nah, auf seidenbeschlagenem Stuhle  
Sitzt mein Herr, neben ihm seine Buhle.  
Mein Huf tritt auf Rosen, frisch gepflückt,  
Mein Leib zerbrochen, mein Leben geknickt.  
Durch Blumenregen wank' ich hinaus;  
Drei Fiebertage, der Scherz ist aus.  
Mein Herr kam zweimal nach mir zu sehn:  
,Schade, Roter, das war nämlich schön!'

«Nun, Hansel, was hast denn du getan,  
Dass man im Dreiblatt dich grüssen kann?»  
Der Braune macht ein verlegen Gesicht:  
«Hm, viel zu erzählen gibt's da nicht!  
Ein Füllen noch, kam ich vor den Pflug,  
Die Menschen nannten mich willig und klug.  
Ich und der Peter, mein Gespan,  
Stapften die Furchen ab und an,  
Schleppten den schweren Düngerkarren,

Schmausten vergnügt aus dem gleichen Barren,  
Streckten uns aus auf der selben Streu,  
Wir hielten zusammen redlich und treu,  
Fanden das Leben selbst für ein Pferd  
Immerhin leidlich und lebenswert.

Mit eins ging alles aus Rand und Band,  
Die Glocken wimmerten: «Krieg im Land! ...»  
Was hatten wir zwei von der Welt gesehn?  
Wir dachten bekümmert: Es wird schon gehn. –  
Ei ja, es ging. Aber Krieg heisst Qual,  
Macht Knochen mürbe und Lenden schmal;  
Im Sechsergespann, mit Wunden und Schwären,  
Lernt man den Frieden des Ackers ehren.

Wir litten, darbtten und hielten aus,  
Wir standen zitternd im Schlachtgebraus.  
Einmal – ich dachte nicht just ans Sterben –  
Fiel mir ein Bein unterm Leib in Scherben.  
Verschmachtend lag ich bei Toten und Wunden,  
Bis dass ich diesen Garten gefunden.»  
«Und hast den Peter nicht mitgenommen?»  
«Der ist zur Not davongekommen.  
Mit Spat und Überbein bedacht,  
Hat er's zu alten Tagen gebracht –  
Ihr seht ihn dort unten am Kesslerwagen  
Frierend den Weidenstrunk benagen.  
Fast glaub' ich, eh' der Morgen nah,  
Scharrt's vorm Tor, und der Peter ist da!  
Kommt heim, wir wollen ihm beizeiten  
Ein Lager aus weissem Stroh bereiten,

Darauf er bald von Qual und Plag  
Der Erdenfahrt sich erholen mag.»

Nun hör' ich einen Gerechten fragen:  
«Poet, wird er die Wahrheit uns sagen?  
Mir scheint, dass er schwindelt und übertreibt  
Und nicht beim realen Geschehnis bleibt.»  
Ei nun – da muss ich wohl gestehn,  
Ein Versemacher kann sich vergehn:  
Ein Märchen ist das mit dem Pferdehimmel,  
Alle drei, Fuchs, Brauner und Schimmel  
Sind geschunden, verwurstet, verscharrt.  
Für u n s bleibt das Jenseits aufgespart,  
Uns allein gehört die ewige Stadt,  
Weil der Mensch eine Seele hat.

Aus «Der Bund mit dem Leben», Volksverlag Elgg, 1951, S. 148–151

## Chüngeligschicht

Sit dass de Sepp vier Chüngel hät,  
traumts au em Schangli z'Nacht im Bett,  
er süfzt und grochset ohni End;  
Wie händs die schön, wo Chüngel händ!  
Er git nid lugg, er hät kei Rueh:  
Gäll Mueter, tuescht mer au vier zue –  
e ganzes Dotzed, wenns cha sy,  
und vilecht gar no eine dry!  
Wie wett ich däne z'fresse gäh,  
gnueg Milch und Bröckli, Chrut und Chlee,  
halt was e sone Häsli will,  
kei Müeh, kei Arbet wär mer z'vill!  
Es stoht nid ganz e Wuchen a,  
so hät de Schang sechs Chüngel gha.  
Die Tierli sind recht drollig gsy,  
und denn so gschyd und zohm deby!  
Si händ eim us de Hände gfresse,  
de Schangli hät schier d'Schuel vergesse,  
er loht sich uf keim Spilplatz gseh  
us Angscht, me chönt em d'Chüngel näh.  
Das goht eso en Tagen acht,  
dänn hät em d'Sach scho Bschwerde gmacht.  
Ach – so sechs Chüngel gänd eim z'tue –  
me schleikt jo chum gnueg Fuetter zue!  
Und dänn die Ornig i de Chischte –  
all ander Tag sötscht usemischte!  
De Schangli häts de Mueter gchlagt:  
Für was händ mir denn au e Magd?  
Ich glaube, däre machts nid vill,

de Häse z'luege, wenn sie will.  
Ich has jo gern, si sind jo nett –  
wenn is halt nu nid bsorge sött!  
De Mueter hät dä Vers nid gfalle,  
si höret uf mit Kafimale,  
Aha – isch dy Geduld scho z'End?  
Gäll, d'Arbet chunt eim halt a d'Händ!  
Du gischt en nette Purema –  
du muesch denk hölzig Stiere ha  
und Chüeh vo Blech und Ross vo Blei,  
dänn muesch nid melche, bruchscht kei Heu.  
So, tue nu recht studiere drüber – –  
und d'Chüngel chunt de Sepp iez über.

Aus «Sunneland», Lesebuch für das 3. Schuljahr, 1964, S. 113

## Zweierlei Bauern

Der Hansi und der Michel  
Gingen über Feld,  
Schwatzten von allerlei Dingen,  
Vom Wetter und vom Geld.

Der Hansi sprach mit Gähnen:  
«Heuer gibt's wenig Wein.  
Der Herrgott meint's schlecht mit uns Bauern,  
Und das wird immer so sein!»

Der Michel stopft sich ein Pfeifchen.  
«Sieh dir diese Wiesen an!  
Das Gras steht dicht wie selten,  
Der Regen hat Wunder getan.»

«Ja! dieser verflixte Regen –  
Zu spät nur setzte er ein!  
Das Korn kam schnell zum Reifen,  
Die Ähren sind dünn und klein.»

«Was sagst du zu meinen Kartoffeln?  
Wie dieser Acker mich freut!  
Gewiss schon Knollen wie Fäuste,  
Das Brot der Armen gedeiht!»

«Doch wozu pflanzen wir Bäume?  
Die Birnen sind wieder rar –  
Die Äpfel im Blust verdorben,  
Die Kirschen frass der Star!»

«So lass die Bäume mal feiern!  
Wir halten uns ans Vieh:  
Hab' gestern mein Öchslein verhandelt,  
Die Preise sind hoch wie nie.»

«Was hab' ich von den Preisen?  
Es bleibt kein Geld in der Hand!  
Bald fressen Schulden und Steuern  
Den ganzen Bauernstand!»

«Nun sieh mal den Kohl dort drüben –  
Und wie stehen die Rüben dicht!  
Rüben, in Speck gesotten,  
Das ist mein Leibgericht!»

«So soll mich der Gugger holen,  
Mit dir kann ich nimmer gehn!  
Dir hangt der Himmel voll Geigen,  
Und ich muss die Wolken sehn!»

Aus «Der Bund mit dem Leben», Volksverlag Elgg, 1951, S. 145–146

## Etlechi us em Witzchästli

En Chnab hät en B'suech gmacht bi sine Verwandte,  
Er bringt vill Grüess hei vo Unggle und Tante.  
Sie seigid recht lieb gsy, es machi eim Freud,  
«Der äh nli Vatter!» heb alles g'sait.  
De Vatter traut däre Gschicht nu halb:  
«Du wirst wieder 'to ha wie-n-e Chalb!»

\*

Zwee Erstklässler gönd i d'Schuel mitenand;  
De Hansli nimmt de Fritz bi der Hand:  
«Du – los! Ich mues der öppis säge:  
De Vatter hät mir verzellt uf dr Stäge,  
Wenn ich brav lehri schrybe-n-und singe,  
Tüeg mir de Storch hüt e Schwösterli bringe.»

«O je – de Storch!» De Fritz mues lache.  
«Glaubst du no därigi blödi Sache?»

De Hansli hät's fast übel g'noh, –  
«E däwäg muescht du mir dänn nid cho!  
Öb ich säb glaubi? Eifältige Tappi!  
Nei, aber min Vatter ist no so en Lappi!»

\*

En Jeger chunt z'nacht am drüü us der Pinte,  
Er hät ebitzli Öl a der Flinte,  
Doch hät er kei unnütze Lärme gmachet;  
Wo-n-er d'Stiefel abzieht, ist 's Wyb vertwachet.

«Aber – Franz! Was studierst denn au?  
Tänkst nid a di Gsundheit? Tänkst nid a di Frau?  
No dunkel Nacht – und scho wieder uf 's Jage, –  
Hät dini Wuche denn nüme gnueg Tage?»  
«Chast recht ha, Alti», meint dä Chnab,  
«Ich ligge-n-am End nomol echli ab.»

Aus «Stachelbeeri», H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1927, S. 108–109, 112

## Z’Bern obe, i der Bundesschüür

Z’Bern obe, i der Bundesschüür  
Wird g’schafft und g’schanzet, ’s git mängmol Füür;  
Und wil die Schriberei meistes pressiert,  
Sind ziemli vill Fräulein angaschiert.  
E so e Mamsell, wie’s halt cha goh,  
Hät jüngst echli z’taufe-n-übercho.

Dä Fall hät natürli z’rede g’gäh,  
Au de Bundesweibel loht sich vernäh;  
Er sait: «Jez hämers doch entli ’breicht,  
Zum erste Mol hät me das erreicht:  
Es ist z’Bern – dem Täter g’hörti en Orde –  
I nün Monete öppis fertig worde,  
Und we’mer’s richtig betrachte wänd:  
Es hät derzue no Füess und Händ.»

Aus «Öppis us em Gwunderchratte» Verlag Sauerländer, Aarau, 1923, S.113–114

## 's hät neime-n-en Beck

's hät neime-n-en Beck – 's ist öppe kei Posse –  
Sini Weggli au nid grad am gröschte g'gosse.  
Me redt em nohe, öbs au nüt nützt,  
Er heb's mit em Bese in Ofe-n-ie gsprützt.  
Jez hät en en Tokter emol bim Jass  
E bitzeli g'fuxet, eso im Gspass,  
Hät g'sait, er müess bi sine Wegge  
Zur Vorsicht immer d'Brülle-n-a'legge.  
Er tänki jedesmol: Gib ihm Stärke –  
Das sind natürli Beck Müllers Werke.

De Beck nid ful, loht sich au nid verchauffe.  
«Wenn ich am Friedhof durelauffe,  
So tänk' ich jedesmol: Gib ihm Stärke,  
Das sind Herr Tokter Chollers Werke.»

Aus «Öppis us em Gwunderchratte», Verlag Sauerländer, Aarau, 1923, S. 118

# Werke von Alfred Huggenberger

erhältlich im



im Bahnhof

3123 Belp

[www.theaterverlage.ch](http://www.theaterverlage.ch)

E-Mail: [information@theaterverlage.ch](mailto:information@theaterverlage.ch)

Tel.: 031 819 42 09 / Fax: 031 819 89 21

**Dorf und Acker**, Gedichte und Erzählungen, Illustrationen: Alfred Büchi

**Die Bauern von Steig**, Roman

**Bauernbrot**, Erzählungen

**Die Brunnen der Heimat**, Jugenderinnerungen

**Chom, mer wänd i d Haselnuss\***, Für di jung Wält

**Die Frauen von Siebenacker**, Roman

**Die Geschichte des Heinrich Lentz**, Roman

**Liebe auf dem Land**, Erzählungen

**Die Schicksalswiese\***, Roman

**Unerem Zwerglibaum**, Tiermärchen

*Gedichtbände:*

**Pech im Alltag\***, Buschiade

**Oeppis us em Gwunderchratte**, Humoristisches Hausbüchlein

**Stachelbeeri**, zum Lache u Nachtetänke

*Bücher über Alfred Huggenberger:*

**Huggenberger erzählt sein Leben**, von Dino Larese

**Alfred Huggenberger**, von Fritz Wartenweiler

\*) Titel ist noch in Fraktur gedruckt



Alfred Huggenberger.

**Alfred Huggenberger** war eine der bekanntesten und bedeutendsten Persönlichkeiten des Thurgau. Zusammen mit dem Maler Adolf Dietrich und dem Politiker-Pfarrer Thomas Bornhauser ist er ins kollektive Gedächtnis unserer Region eingegangen.

Alfred Huggenberger lebt. Das sehen wir an der Vielzahl von Vorträgen und Rezitationen wie auch an der stark steigenden Mitgliederzahl der von Hans Jossi initiierten Alfred-Huggenberger-Gesellschaft. Seine Bücher werden wieder vermehrt nachgefragt.

Aus Anlass des 50. Todestages hat die Alfred-Huggenberger-Gesellschaft eine Auslese aus den über 100 veröffentlichten Werken des Thurgauer Dichters getroffen. Sie finden in dieser Anthologie Gedichte, Romanausschnitte, Erzählungen und Schwänke. Dieses Buch soll ein Wiedersehen oder gar den Einstieg ins vielfältige Werk des heimatverbundenen Bauern aus Gerlikon erleichtern. Eines Bauern, der auch ein bedeutender Dichter und Schriftsteller war. Es soll Lust auf mehr machen.

ISBN 978-3-909120-19-2



9 783909 120192

teaterverlag  
**ELGG**